



Berlin, den 30. September 1899.

Hofacht.

Berlin, am zwanzigsten September.

Liebe Rina,

Mein: diesmal hast Du von mir keine Vorwürfe zu fürchten. Nicht nur, weil ich auf meine alten Tage bescheidener und sogar galanter geworden bin (grinse nicht boshaft, kressiner Ungethäm!), sondern, weil ich seit acht Tagen schon ein Sendschreiben von Dir erwarte. Also nicht mal erstaunt, als heute früh der lange Fragebogen kam. Schließlich ja auch keine Kleinigkeit. Und da ich der Esel war, mich in diesem Jammerherbst hier zu etabliren, statt auf meinem alten, durch zahllose Hypotheken besetzten Grundbesitz Rebhühnern und Hasen nachzustellen, darf ich nicht seufzen, wenn mein Schwesterherz ihre Neugier bei mir ablädt. Adolf war natürlich wieder zu faul zum Schreiben? Hat ja so Recht! Und meine geliebteste Votte, die auf die Nachricht, Baquin in Paris habe eine jupe bonne femme erfunden und mit den engen Kleberöcken feis für diesen Winter aus, hierherkaufte, bei Ebenstein, Pétrus und ähnlichen Kerlen umherfuhr und, während sie ihrem Fräulein Tochter Maß nehmen ließ, allerlei „Maßgebliches“ zu erlauschen wußte, Vottchen scheint Euch auch via Erste Dame der Provinz nichts zugetuschelt zu haben. So ist die ganze Last wieder auf der männlichen Stütze des Hauses hängen geblieben. Na, die ist schon recht morsch. Aber seit ich hier ein Garçonbabein hinschleppe, mich manchmal am Pariser Platz zeige, bei Borchardt den neuen Beluga probire oder in Ulls Bar eine Salzmandel knabbere, fließen die Neuigkeiten etwas reichlicher. Bei Caviar fällt mir übrigens ein: die Sache mit Chlodwig soll stimmen; er hat von Nikolausen die Erlaubniß bekommen, Werki über 1900 hinaus zu behalten, scheint also die Kanzlerkoffer noch

immer nicht zu packen. Dann sicher Bernhards Geschoß, der wohl nicht recht 'ran will und seit Samoa und den schwarzköppischen Scherereien eigentlich Blattschuß hat. Im Allgemeinen von Excellenzen nicht viel zu merken; halten sich verborgen und wissen, warum. Von der Wuth, die in unseren Kreisen gegen die Leute herrscht, kannst Du Dir draußen keine Vorstellung machen; es wird Dir, der mich kennt, genügen, wenn Du hörst: ich muß abwiegeln. Im Ernst; bei den Grobheiten und Schimpfwörtern kommt ja schließlich nichts heraus und die verdammten Rabigwände haben lange Ohren. Es ist ein Kreuz. Noch sind nicht Viele hier — immerhin mehr als sonst in dieser hof- und parlamentlosen Zeit — und Alles wartet auf die Suppe, die in Rominten gekocht werden könnte. Die aber acte de présence machen, sind aufgeregt, wie ichs in Preußen noch nicht erlebt habe; weder als Radowig Friedrich Wilhelm politisch amüsierte, noch, als der Alte Herr über die wechselnden Projekte Augustas, des „Feuerkopfes“, stöhnte. Lotki-Lebawen-Epoche Kinderpiel dagegen; kaum mit den neunundneunzig Tagen zu vergleichen.

Kommt auch viel zusammen. Unsere Leute hatten sogenannte Zuchthausvorlage (die ich, wie Du weißt, nicht billige) für Hauptsache gehalten. Keine Seele hatte geahnt, daß der Krupplanalkram solche Dimensionen annehmen würde. Sonst hätte man sich eingerichtet und Mancher, für dens gar nicht paßt, wäre nicht Märtyrer auf Wartegeld geworden. Dann aber gings Schlag auf Schlag. Die dumme Geschichte mit dem Klub der Harmlosen, die nächstens reif wird und uns, außer den Genossen, das ganze „liberale Bürgerthum in Stadt und Land“ auf den Hals hegen muß — die Bourgeoisie jezt, jobbert und pouffirt bekanntlich nie —, diese Ehose war schon unangenehm genug. Danach die Kompromittirung der politischen Beamten, von denen kein Hund von Wahlmann mehr ein Stück Brot nimmt, und über die biedere Bauern jezt Wige reifen. Und endlich die Achtbriefe an die Hofwürdenschlepper. Ja, mein frondirender Engel, die Geschichte ist buchstäblich wahr. Der ergebenst Unterfertigte hat selbst ein solches Kabinettschreiben gelesen. Die p. p. Adressaten haben sich „nicht nur zur Staatsregierung, sondern auch zur Person des Königs in Widerspruch gesetzt,“ weil sie gegen das berühmte Kulturwerk stimmten, und sind „einstweilen“ deshalb vom Hofe verbannt. „Einstweilen“ ist besonders famos. Soll heißen: wer im nächsten Jahr Ja sagt, kann wieder kommen. Volles Dilemma. Die Mädels schmachten Monate lang nach den Hofbällen, die Jungens freuen sich auf die weißen Hosen und den Buffetsect — und nun solls aus sein; denn wenn Vater nicht geladen wird, müssen die Küken doch auch zu Haus bleiben.

Kann eine hübsche Familienrevolution geben. Alte Weiber werden bald für den Kanal schwärmen (außer Dir, Du altkonservative Säule; Du tanzst ja auch nicht mehr); und mit der Hilfe dieser geschliffnen Diplomatie können Krupp und der Kulturwerkmann ihr Ziel doch am Ende noch erreichen. Die Sache fängt ja erst an. Bedenke, wie viele Hofchargen bei uns im Herrenhaus sitzen! Wenn Alle dicht halten und schnell Ersatz geschafft werden soll, wirds auf den Hofbällen aussehen wie in der berliner Gesellschaft der Freunde. Aber . . . Na, Du kennst ja unsere Steifnackigen. Der Junge in der Armee, der Schwiegersohn irgendwo in der Regierung, die Tochter mit Träumen von Hofdamenherrlichkeit aufgepäppelt: da mag der Teibel den Unentwegten spielen. Uebrigens haben sie auch Fehler gemacht, die schwere Menge sogar, Zög're lang; müßten viel früher löten, als noch Zeit war. Wenn alter Zreinto und Tröster La Rochefoucauld hatte eben Recht, als er schrieb: Les querelles ne dureraient pas longtemps, si le tort n'était que d'un côté. Jetzt haben wir die Krisis. Und wenns auch gelingt, für eine Weile den Riß zu verkleistern: die reparierte Stelle wird immer fühlbar bleiben.

Ueber die Vorgeschichte mündlich mehr, wenn wir zu Bieren wieder mal bei einem besseren Rauenthaler sitzen. Komplizirte Angelegenheit und in Brief allzu brenzlich. S. W. zuerst über Ablehnung höchst indignirt. Neufferste Entschlüsse wurden erwartet; für Miquel, der als allein schuldig denunzirt, schon Paradebett bereit gestellt. Plötzlich ganz veränderte Stimmung. Umschwung wohl erleichtert durch verfrühten Demokratenjubel. Ueber sonstige Gründe schwanken die Angaben. Vielleicht nicht ohne Glück mit dem Argument gearbeitet, daß alle großen Hohenzollern bei wichtigen Sachen mit starker Opposition zu kämpfen, erste Burggraf, Eisenzahn, Großer Kurfürst, Fritz und Kaiser, je zäher Widerstand, desto herrlicher Sieg u. s. w. Wie gesagt: Angaben schwanken. Bedingung aber war: ernsthafte Maßregeln gegen die sogenannten „trozigen Vasallen.“ Ach, Du mein Herrgott! Rede und Bosse, weil zu früh und zu spät geknattert, blieben auf der Strecke; Miquel, dem die Vorsichtigen schon aus dem Wege gingen, mit einem Mal wieder über Pari. Das war, braucht aber nicht von Dauer zu sein. Wie ist im Allgemeinen längst Alles Jacke wie Hose; wird doch nicht mehr besser. Jetzt aber sitzen wir in einer bösen Brebouille und ich habe, offen gestanden, Angst, daß, wenn weiter an den Fundamenten herumgegraben wird, unser altes Preußen vor die Hunde geht. . . So. Nun meinst Du, ich sei zum Jammermann und zur Unke geworden. Und dabei bin ich doch, wie nur je, Dein gehorsam und zärtlich grüßender Bruder

Moriz.

Krefjin, am zweiundzwanzigsten September.

Mein einst sehr guter Morig!

Einst, mein Junge; lang, lang ist's her. Denn jetzt bist Du gar nicht mehr gut, fraternisirst mit den Rothem und hast für Deine Standesgenossen nur noch ein halbes Herz. Erinnerst Du Dich nicht mehr, wie wir in Barzin am Frühstückstisch saßen (es gab so was von Gänseblut, schwarz-sauerartig) und der Alte sagte: „Ja, von uns heißt es eben auch: Sie waren heruntergekommen und wußten selber nicht, wie!“ Du knufftest mich noch. Das soll doch nun nicht etwa auch für meine brüderliche Liebe gelten? Du wiegelst ab; wohin soll der Horn sich denn richten, Mensch, wenn nicht gegen die Minister, die solche Sachen rathen und decken? Gewiß geht Preußen auf diesem Weg vor die Hunde. Die Schuld aber trägt ihr waschlappigen Herren der Schöpfung, durchaus nicht die geschlichte Diplomatie, über die Du schlechte Wize riskirst. Glaubst Du im Ernst, daß irgend ein märkisches Frauenzimmer den Mann oder Vater um den Charakter tanzen will (ich meine natürlich nicht den Charakter als Wirklicher Geheimrath, Major oder Kammerherr)? Wir werden nicht kapituliren, darauf könnt Ihr Euch verlassen. Soll bei Hofe nicht getanzt werden, — schön: dann wird zu Hause getanzt; und es wird bei frischen Waldhasen (wovon anbei zwei Proben für die inzwischen wohl eingetroffene Lotte) nur um so lustiger werden. Schließlich handelt sich hier um unsere Existenz; wir werden ja ausgelacht, wenn wir nicht fortfahren, auf unsere Weise dem König zu dienen. Eine Geschichte, die ich von Agnes habe: Ihr Aeltester geht in Berlin zur Schule; da erzählt der Deutschlehrer von einer englischen Königin, die einem Edelmann eine Ohrfeige gegeben habe, — und die ganze Klasse guckt den Jungen an, dessen Vater, wie am selben Tag gerade in den Zeitungen stand, zu den Verbannten gehört! Das, lieber Sohn, ist wohl etwas ernsthafter als der Club der Harmlosen. Du hast meinen armen Adolf ja schon dahin gebracht, daß er Bücher liest, und ich muß ihm jetzt immer die neusten Reclams besorgen. Da zeigte er mir gestern in dem Buch eines gewissen Gobineau (wahrscheinlich Jude!) die Stelle: „Es giebt Herren, es giebt Lakaien, es giebt Hunde, die man peitscht; und wenn die Lakaien nicht brav vor den Herren kriechen, dann peitscht man sie wie Hunde.“ Gehst dahin die Reise? Ich fahre nicht mit. Und wenn mein kluger Bruder noch nicht ganz verberlinert und verborben ist, dann folgt er, schamhaft erröthend, den Spuren seiner männlich märkischen Schwester

Rina.

Berlin, am vierundzwanzigsten September.

Madame ma soeur,

ich bewundere Dich als zürnende Royalistin ganz außerordentlich, wünsche unserem Allerhöchsten Herrn Minister ejusdem farinae (Adolf soll nachschlagen), liebe Dich aber mehr in anderen Rollen à la Antigone: Nicht mitzuhassen u. s. w. Und mir mußt Du gütigst schon gestatten, meine Tage auf meine Art zu beschließen. Du, holde „männlich märkische“ Dame, bist das Urweib. Du siehst überall nur Personen, menschlich begrenzte, menschlich mangelhafte, und möchtest sie über Deinen Schildpattkamm scheren. Mein höher organisirtes Hirn (lache nicht: Mitglied des Herrenhauses!) sucht die Wurzel der Uebelstände in den Institutionen. Das ist der Unterschied. Hast Du mal von den lettres de cachet gehört? Bon. Diese mit dem kleinen Königssiegel verschlossenen Briefe sollten mißliebige Personen unschädlich machen. Der Brauch ist, wie Du siehst, recht alt. Und alt ist auch mein ceterum censeo (Adolf soll nachschlagen): Unsere Verhältnisse sind auf einen unpersönlichen Monarchen eingerichtet, der von der unumschränkten Gewalt, die wir ihm in der Theorie noch immer einräumen, nie Gebrauch macht, und wir gerathen stets in Konflikte und Schwulitäten, sobald diese Machtvollkommenheit ernst genommen und angewandt wird. Hat der König das Recht, die Leute, die ihm behagen, bei sich zu sehen und die anderen fernzuhalten? Ja, so gut wie jeder Privatmann. Hat der Adel, als er von seinen Burgen stieg, seine Ländel von Pächtern verwalten ließ und bei Hof Dienste nahm, besondere Lehnspflichten auf sich geladen? Ja, so gut wie jeder andere privilegirte Dienstmann. Es war eben eine sehr schlaue Sache, daß die Louis den Landadel, der selbständig auf einer Scholle saß, zum Hofadel umwandelten; wenn mans so nehmen will: Denn vielleicht wäre es sonst nie zur französischen Revolution gekommen. . . Die Lehren für uns ergeben sich von selbst. Wir wollen abwarten, wie viele von unseren Leuten ohne berliner Luft, Cour und Cercle auskommen können. Abwarten, nicht ärgern. Ist denn anders als damals mit Stirum, Ranig, Mirbach oder die Wedelsache mit Herberts Ausladung? Solche Dinge müssen sich ausleben. Und da Du zehn Jahre jünger bist als ich, kannst Du noch die wunderbarsten Sachen sehen, wenn schon längst fault Dein respektvoll in allergetreuester Opposition verharrender

Morig.



Ueber Ethik*)

*Faust: Nun gut, wer bist Du denn?
Mephistopheles: Ein Theil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft.*

Ein sonderbares Ding, die Ethik! Sie kommt wieder in die Mode, nachdem sie eine Zeit lang für viele einseitig Sehende von der Wissenschaft außer Kurs gestellt zu sein schien.

Instinktiv fühlt heute jeder Mensch, daß unsere Gesellschaft sie nicht entbehren kann. Und doch möchten die meisten, vielleicht gar Jeder, in seinem allerinnersten Innern sie lieber den Anderen predigen und selbst ihrer los werden. Ach, wie schön wäre es, wenn alle Menschen recht ethisch wären! Zwischen den Zeilen zu lesen: denn wie viel wohler wäre mir dann. Ich brauchte selbst mich nicht so zu plagen; es ist so gut, zu lieben, wenn man geliebt wird und nur Gutes empfängt; es ist so gut, zu helfen, wo Jeder mithilft, zu geben, wo man nichts entbehrt! . . . Aber die Welt ist so schlecht, die Menschen sind so böse, das Schicksal so ungerecht mit mir . . . Was habe ich davon, wenn ich diesen schlechten Menschen helfe? Undank, grassen Undank. Ja, ich habe sogar Feindschaft und Verfolgungen zu gewärtigen, wenn ich, ernstlich mit den Vorurtheilen brechend, gegen die sozialen Mißbräuche auftrete. Ich kann doch unmöglich allem Unglück helfen, — also thue ich besser, für mich zu leben und der Welt ihren Lauf zu lassen. Oft thut man unabsichtlich doch Böses, wenn man sich bemüht, Gutes zu thun, während Goethe vom Teufel selbst gesagt hat, er sei die Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft . . .

In der That wird Einem verzweifelt schopenhauerisch-spencerisch, pessimistisch und egoistisch zu Muthe, wenn man zum Beispiel, wie es mir neulich passirte, selbst eine durch und durch fromme und überzeugt christliche Frau ehrlich gestehen hört, daß sie das viele Gute, das sie auf dieser Welt thut, eigentlich doch nur ihres eigenen Seelenheiles wegen thue. Jene Frau gehört der einfachen „Klasse“ an. Sie hat sich selbst nicht so sehr wie die „Höheren“ eingeredet, daß sie „Gutes“ nur aus „Liebe zu Gott“ thue. Sie ist ehrlicher und aufrichtiger, indem sie dieses egoistische Motiv ihrer Nächstenliebe sich selbst und sogar Anderen zugesteht.

Sollen wir also, auf Goethes Spruch pochend, die Ethik mit über-

*) Die in dem folgenden Aufsatz enthaltenen Gedanken habe ich seit mehr als zehn Jahren in meinen psychiatrischen Vorlesungen an der Hochschule in Zürich entwickelt und mit Hilfe von Beispielen hundertfach illustriert. Ähnliche, aus der Evolutionlehre sich ergebende Gedanken sind auch schon mehrfach, zum Beispiel in Nordamerika, aufgetaucht. Die vorliegende, der Russe einer aberseelischen Fahrt entsprungene kurze Skizze dürfte immerhin nicht ohne Interesse sein.

legenem Lächeln den Enthusiasten und Fanatikern und mit einem „Nach mir die Sintfluth“ alles Weitere dem Risiket überlassen?

Diese Frage ist wohl einer näheren Prüfung werth.

Man mag sonst über die Freiheit denken, wie man will: folgende unwiderlegliche Thatfachen stehen fest:

Unsere Willensentschlüsse sind bedingt, d. h. durch die im Gehirn wirkenden Kräfte verursacht (Siehe meinen Aufsatz über verminderte Zurechnungsfähigkeit in der „Zukunft“). Jene Hirnkräfte sind selbst Resultanten von ererbten Energien, kombiniert mit Einwirkungen durch die Sinne und durch die Bewegung während des Lebens. Gut! Das muß unbedingt dem Determinismus eingeräumt werden. Bis dahin behaupten die Gesetze der Kausalität und der Erhaltung der Energie ihr volles Recht und ihre volle Gültigkeit. Fragen wir jedoch, woher das Ganze kommt und wohin es geht, wie es kommt, daß das Spiel und Gegenspiel der Kräfte zur Entstehung eines denkenden, fühlenden und wollenden Gehirnes führen kann, wozu es da ist und was wohl Höheres im Weltall sein oder entstehen mag, so bleibt uns das menschliche Erkenntnißvermögen die Antwort schuldig, d. h. Worte und Sentenzen sollen nun das fehlende Wissen ersetzen. Der sogenannte positive Christ bildet sich ein, durch eine Offenbarung die Wege und Ziele Gottes zu kennen; der Vertreter der Wissenschaft glaubt, mit der schönen Phrase „mechanische Erklärung der Welt“ Etwas gesagt zu haben, und merkt nicht, daß die Mechanik nur sekundäre Relationen zwischen den Erscheinungen erklärt, oder er spricht gar von Zufall, ohne zu merken, daß er dadurch seine eigenen Gesetze verleugnet. Der Philosoph endlich hält sich meistens für verpflichtet, sein Leben mit einer eigenen Metaphysik zu krönen, und dreht sich schließlich dabei doch immer wieder im ewigen Kreise menschlicher Endlichkeit und Beschränktheit herum.

Nirgends pflegt sich merkwürdiger Weise der Homo sapiens so sicher und siegesgewiß wie gerade auf jenen metaphysischen Höhen zu fühlen, von denen er nichts weiß und nichts verstehen kann. Vielleicht fühlt er sich gerade hier so unanfechtbar, weil kein anderer Mensch darin mehr weiß als er, und weil in solchem Rebel der Schuster eben so klar oder so dunkel sieht wie der Gelehrte oder der Oberpriester.

Metaphysik für Metaphysik, hochgeehrter Herr Geheimrath, Papst oder Oberpfarrer! Die Meinige oder die des Schusters gilt so viel wie die Ihrige; lassen Sie doch jedem Menschen sein Märchen, seine ihm lieb gewordene Illusion, so lange sie das Gebiet des Erkenntnißvermögens nicht betritt. Wissenschaftlich ist die Ihrige nicht um einen Heller mehr werth als die Seinige! Nur, bitte, verwechseln Sie nicht die Psychologie mit der Metaphysik. Die erste gehört dem Wissen, die zweite dem Glauben an; daran müssen wir festhalten.

Wenn — und Dies ist nun die zweite feststehende Hauptthatfache — wir also auch unumwunden zugeben müssen, daß unser menschlicher Wille psychologisch bedingt, d. h. im relativen Gebiet der zu erkennenden Erscheinungen ursächlich bestimmt ist, so ist damit über die metaphysische Frage: „Fatalistische Prädestination oder freie metaphysische Evolution?“ noch gar nichts entschieden. Zwar will Das Vielen nicht begreiflich erscheinen und doch ist es wörtlich wahr. Jeder meiner Willensentschlüsse kann als Einzelerscheinung die Resultante eines Komplexes von erblichen Potenzen und Lebensanpassungen meines Gehirnes sein, — und dennoch kann die für den Menschen ewig unsagbare erste Ursache des Weltalls in ihrem Wesen frei sein, d. h. ein Element verschiedener Möglichkeiten von Entwicklungen und Endzielen zulassen. Mit anderen Worten: die kausale Bedingtheit des uns allein zugänglichen Komplexes von Erscheinungen beweist keineswegs eine absolute fatalistische Prädestination der Dinge des Weltalls. Manche Thatfachen, wie z. B. die Perturbationen und die infinitesimalen Variationen sogenannter astronomischer und physikalischer Gesetze sprechen sogar eher dagegen als dafür. Der gewöhnlich gemachte Fehler besteht darin, daß wir unsere auf der Unkenntniß der unterbewußten physiologischen oder psychologischen Ursachen (Neurosymptomkomponenten) unserer Willensentschlüsse beruhende subjektive Freiheitillusion für eine essentielle Freiheit zu halten pflegen. Wir geben die Bedingtheit höchstens bei Geisteskranken oder noch bei unseren niedrigeren Trieben und Automatismen zu, eine unbedingte, absolute Freiheit für unsere überlegten Entschlüsse reservirend, was irrig ist. Ein instinktiver Impuls — ja, der Fall eines Steines — mag metaphysisch eben so frei sein wie die schlaueste Kombination eines Diplomaten oder wie die schönste und feinste Entdeckung eines Gelehrten. Freilich ist Derartiges für uns interessanter, jedenfalls schon auch um seiner weit größeren Kompliktion und Tragweite für die Menschheit willen, menschlich genommen, viel werthvoller. Und so kommen wir dazu, zwei Sorten von Freiheit anzuerkennen.

Eine wissenschaftlich bestimmbar relative Freiheit, die subjektiv eine Illusion ist, deren reelle Grundlage jedoch auf einer großen Kompliktion, Feinheit und vor Allem Plastizität der ihr zu Grunde liegenden Hirnthätigkeiten beruht. Kompliziert adäquat sich allen Verhältnissen anpassend und auf feinste Reize reagirend, ist jene Art uns frei vorkommender Gehirnthätigkeit im Verhältniß zum mehr mechanischen Instinkt (Reflex, Automatismus) thatsächlich durch ihre Schmiegsamkeit relativ frei. Und mag hundertmal diese so definierte relative Freiheit logisch und theoretisch unfrei sein, so wird ihr thatsächlicher relativer Werth, ihre Bedeutung im menschlichen Leben, um kein Haar dadurch verringert. Sie ist und bleibt eine Thatfache, ein Motor der Kultur, und ich sehe nicht, daß solche Menschen

wie Spinoza, Darwin, Spencer, Haeckel, Förster und Andere mehr, die Deterministen waren oder sind, deshalb pessimistisch verzagter oder fatalistisch unthätig geworden sind. Der plastische Motor des forschenden oder ethischen Willens blieb vielmehr in ihnen, unbekümmert um die Theorie des Willens, hochgradig thätig, während es unter den Theoretikern und Gläubigern der absoluten Freiheit des Willens recht viele träge Egoisten giebt, die praktisch so unthätig sind wie Islamiten.

Es giebt aber ferner eine problematische, metaphysische, hinter den Naturgesetzen stehende Freiheit, die Sache des Glaubens oder der Hypothese bleibt und stets bleiben wird. Der Islam negirt sie mit religiösem Fanatismus. Diese aktive Negation jeder Freiheit, dieses grausame Opfer aller Vernunft einem blinden prädestinirten Schicksal zu Liebe, das zum Gott erhoben wird und jede geistige Thätigkeit als vergeblich im Voraus lähmt, ist zweifellos die Hauptursache der islamitischen Stagnation. Doch was hat ein solches metaphysisches Säkenthum mit den Erkenntnissen der Wissenschaft und der Philosophie zu thun? Gewiß so wenig wie die Lehre der Arche Noah oder der unbefleckten Empfängniß Mariä. Solche Lehren können freilich die Thaten der Menschen beeinflussen, und zwar oft in verderblicher Richtung. Nie und nimmer aber können wir glauben, daß eine ehrliebe Erforschung im Gebiet des menschlichen Wissens und seiner philosophischen Grenzen störend oder gar lähmend auf Glück und Kulturfortschritt der Menschheit wirken kann, wie manche religiöse Orthodoxen vorgeben. Genau das Gegentheil ist vielmehr wahr.

Da nun aber die absolute metaphysische Freiheit der Weltpotenzen genau so viel und so wenig erwiesen ist wie der Fatalismus und ein Streit zwischen diesen beiden Weltanschauungen folglich völlig müßig ist, thut der Weise am Besten, diese Frage agnostisch offen zu lassen und sich mit seiner relativen und bedingten Willensfreiheit zu begnügen, — mit dem Trost, daß eine metaphysische Freiheit ganz gut hinter ihr stehen kann und daß eine solche Hoffnung wenigstens nicht unwissenschaftlich ist. Wenn ich hier von Hoffnung spreche, so meine ich damit das Gefühl, daß unser individuelles menschliches Wollen, Handeln und Wirken doch nicht als prädestinirtes Fatum und als unfähig, in bestimmender Weise nachzuwirken, geringschätzig zu behandeln sei. Ist unser Wollen auch selbst zunächst bedingt, so wirkt es nichtsdestoweniger auf Grund tieferer, unermesslicher Potenzen weiter bedingend und bestimmend in der Kette der Ursachen und Wirkungen der Menschengeschichte. Die eben erwähnten Erkenntnisse und Ueberlegungen sollen uns also nicht entmutigen, sondern vielmehr ermutigen. Ohne uns als Ebenbilder oder Werkzeuge eines persönlichen Gottes zu taxiren, können wir als Einzeltheilchen der Weltallmacht unser Gehirn nach Kräften bethätigen und mit der vollen Begeisterung eines wissenschaftlichen, ethischen oder ästhetischen Enthusiasmus unsere mensch-

liche Lebensaufgabe, unsere menschliche Pflicht erfüllen: Homo sum et nihil humani a me alienum puto. Man darf sogar weiter gehen und sagen, daß einem Theilchen des Weltalles kein Gebiet des Kosmos ganz fremd oder gleichgiltig sein sollte. Doch ist es klar, daß die Menschheit uns am Nächsten angeht.

Run zur Ethik!

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Begriff des Guten ein relativer ist, und zwar in erster Linie relativ zu anderen Menschen und zur Menschheit. An und für sich giebt es in der Welt nichts Böses und nichts Schlechtes. Das selbe Ding kann böse für Hans und gut für Peter, gut für die Katze und schlimm für die Maus sein. Eben so zweifellos ist es, daß die der Ethik zu Grunde liegenden Gefühle sich auf Grund des sozialen Lebens im Gehirn*) entwickelt haben und daß das soziale Leben wiederum ein phylogenetischer Abkömmling der primitivsten geselligen Triebe, nämlich der zum Zweck der Fortpflanzung der Art gebildeten Gatten- und Elternliebe, ist. Dem gemäß, und da der Mensch eigentlich noch wenig entwickelte soziale Triebe und Instinkte besitzt, sind bei ihm die Sympathiegefühle für Gatten und Kinder oder sonstige Einzelwesen gewöhnlich noch weitaus am Stärksten entwickelt. An und für sich sind die sympathischen Gefühle, die ja dem Altruismus der Ethik zu Grunde liegen, durchaus nicht gegensätzlich zu den egoistischen Lustgefühlen. Sie haben sich vielmehr phylogenetisch (d. h. in der thierischen Ahnentreihe) aus diesen herausentwickelt. Wir beobachten sogar bei denjenigen Lebewesen, bei denen die soziale Organisation und die sozialen Instinkte am Höchsten entwickelt sind, nämlich bei den sozialen Hymenopteren, die höchst lehrreiche Thatsache, daß die Verrichtung aufopfernder, altruistischer sozialer Thätigkeit zugleich offenbar die Quelle des größten und leidenschaftlichsten individuellen Genusses werden kann. Die Ameisen und Bienen geben davon unzählige Beispiele. So sollte es auch beim Menschen werden.

Wenn man alle Vorurtheile bei Seite setzt, muß man sich immer wieder staunend die Frage stellen, warum ein so sehr auf Soziabilität angewiesenes Wesen wie der Mensch so grausame, blutige, gegenseitiges Leiden und Unglück in Hülle und Fülle erzeugende Triebe und Sitten entwickeln konnte. Dies hat sehr verschiedene Ursachen. Doch ist wohl die wichtigste der Konkurrenzkampf der kleinen Gesellschaften der Urmenschen, die, ungefähr ähnlich wie verschiedene Ameisenkolonien, unter einander um Macht und Existenz kämpften. Größere Hirnentwicklung und Intelligenz hatten wohl List, Genußsucht und Individualismus, aber keine Erweiterung allgemeiner sozialer Solidaritäts-

*) Ich nehme an, jeder Leser weiß, daß das Großhirn das Organ unserer Gefühle sowohl als dasjenige unseres Verstandes und unseres Willens ist. Bei Gehirnstörungen sind es sogar die Gefühle, die zuerst leiden.

geföhle entwickelt. Wir sehen in der Urgeschichte der Menschheit, sogar im historischen Alterthum und bis in das Mittelalter hinein, den Familien- und Rassengeist, den Lokalpatriotismus oder Stammesgeist in den Vordergrund treten und zu nie enden wollenden Kriegen führen. In jener scheußlichen gegenseitigen Schlächtereier, deren stumme Zeugen sogar prähistorische Schädel und Mordwaffen sind, haben natürlich die Kräftigeren, Böseren und Schlaweren in der Regel die Mildeeren zunächst ausgerottet, wenn sich auch die Besiegten vielfach als Sklaven wieder durch Arbeit emporhoben. Diese Zuchtwahl der Stärkeren ist wohl die Hauptursache der so mangelhaften ethischen Qualität der Menschheit. Hierzu kamen entartende Sitten, vor Allem der Gebrauch von Genußgiften, ganz besonders alkoholischer Getränke, ferner der Mißbrauch des Privatbesitzes und die Sucht nach Gütern und Geld, ferner auch sexuelle Extravaganzen und verkehrte Zuchtwahl. Alle jene zuletzt genannten Faktoren wirken entartend auf die Rasse, speziell auf das Gehirn, und besonders auf dessen ethische Eigenschaften.

Die moderne Kultur hat jedoch auf der Erdoberfläche Verhältnisse geschaffen, die eine gewaltige Aenderung in kurzer Zeit (in wenigen Jahrhunderten) hervorgerufen haben. Besonders hat das neunzehnte Jahrhundert durch die Verkehrsmittel eine soziale Evolution vollzogen, deren Folgen dadurch unberechenbar sind, daß Folgendes sich rasch vollzieht: die sogenannten Naturvölker oder Barbaren, die früher alle korrumpirten Civilisationen bis zur römischen regelmäßig überfielen und zerstörten, werden nun mit steigender Raschheit ausgerottet oder assimiliert. Nur zwei Rassen bleiben — nicht durch Waffen und Blut, sondern — durch friedliche Arbeit, Fruchtbarkeit, Zähigkeit und Genügsamkeit den Kulturvölkern einigermaßen gefährlich, nämlich die Chinesen und die Neger, die Neger jedoch kaum recht ernstlich und die Chinesen mit der freilich sehr prekären Aussicht, selbst wieder kulturfähig zu werden. Ferner fallen die kleinen Staaten kontinuierlich und immer mehr den großen anheim. Schon jetzt ist die Erde nahezu zwischen Angelsachsen und Russen getheilt.

Die nächsten Folgen jener Verhältnisse sind jetzt schon ziemlich klar und nahe liegend: rasch wird die Erde bis zum letzten Schlupfwinkel von der Kultur erobert. Der Krieg, der nur noch im großen Stil zwischen Kulturvölkern geführt werden kann (die kleinen Kriege gegen Barbaren zählen bereits nicht mehr), wird immer mehr ad absurdum geführt. Eine Weltsprache und einige Beruhigung in dem nachgerade anachronistisch gewordenen sogenannten Nationalitätenhaß bei Kulturvölkern dürften bald genügen, um eine Art stabiler und friedlicher, etwa föderativer Weltkultur zu schaffen. Von diesem Ziel sind wir zweifellos nicht mehr sehr entfernt. Was kann uns aber diese Weltkultur bringen, die Eigenschaften der heutigen Kulturmenschen einmal genommen, wie sie sind?

Hier müssen wir zunächst bemerken, daß jene Umwälzung nicht etwa eine Phantasie oder ein Zukunftstraum ist. Nein, sie ist bereits seit einem Jahrhundert in vollem Gang und vollzieht sich mit progressiver Geschwindigkeit. Nur Vorurtheil und Hohn können sie noch verkennen. Zu riskiren sind dabei die Korruption durch den Wohlstand, die Verweichlichung durch einen langen Frieden und die neue Auflage einer diesmal über die ganze Welt ausgedehnten chinesischen Stagnation, sei es, daß die chinesische Rasse uns durch größere Zeugungskraft und durch billigere Arbeit friedlich aushungert und vernichtet, sei es, daß wir selbst mit der Zeit, aus Mangel an Lebenskampf, zopfig wie die Chinesen werden.

Zu der bereits in Bildung begriffenen friedlichen Kulturevolution liegt schon ein schwerer wunder Punkt, neben der Entartung durch den Alkoholismus; und dieser Punkt ist der zuchtwahlwidrige Humanitarismus. Es ist gewiß ein schöner, ethischer Kulturfortschritt, daß man die Kranken, die Krüppel, die Idioten, die Irren und die kleinen Neger nicht mehr arben und elend sterben läßt, ihnen vielmehr palastartige Asyls oder rührende Bildungsschulen baut. Schlimm ist es dagegen, daß die besten und tüchtigsten Gesunden sich in einem Maße opfern müssen, daß sie kaum mehr zur Kinderzeugung kommen oder darauf aus allerlei Skrupeln einer krankhaft verschrobener Ethik verzichten, während gerade geistige und körperliche Krüppel schlimmster Sorte sich dafür um so ärger vermehren.

Leider herrschen selbst bei gebildeten und sogar gelehrten Personen zwei verhängnißvolle Vorurtheile. Erstens verwechselt man jüngst gebildete und somit oberflächliche und leicht veränderliche Eigenschaften der Individuen oder unbedeutender Varietäten mit tiefen, erblich fixirten Merkmalen, die bereits seit Hunderttausenden, vielleicht Millionen von Jahren in einer grunddifferenzirten Rasse liegen und eben so viel Zeit brauchen, um etwa umgebildet werden zu können. Auf Grund solcher falschen Vorstellungen bilden sich naive Seelen (das Wort ist nicht zu stark) ein, die Chinesen oder gar die Neger in relativ kurzer Zeit durch milde und gute Erziehung oder gar durch Blutmischung auf unsere Kulturhöhe ohne Gefahr für uns zu bringen. Sie übersehen dabei die elende Qualität der Mischung solcher bereits tief differenzirten Rassen oder Unterarten (während Kreuzung nah verwandter Varietäten gute erzeugt), und ferner die große Raschheit, womit die eben genannten Rassen bei friedlicher Mischung und Konkurrenz (siehe Antillen, Kalifornien, Sunda-Inseln u.) unsere Rasse vertilgen und ersetzen, — eine Schnelligkeit, die alle schwärmerische Humanitätshrasen in jenem Gebiet Lügen strafen.

Ich werde an anderer Stelle die Kulturunfähigkeit der Neger besprechen. Die Gefährlichkeit, Fixirung und Stagnation des Chinesenthums scheint so fest zu stehen, daß kein Wort mehr darüber zu verlieren nöthig

sein sollte. Mögen die Chinesen noch so schlau sein und noch so gut arbeiten: sie sind alle von einem Guß und so automatisch fixirt, daß man nicht hoffen kann, sie unserer Rasse und Kultur zu assimiliren, bevor sie uns friedlich vernichtet hätten.

Wir sind ethisch absolut verpflichtet, die Gefahr, die unserer Kultur und Entwicklung von jenen beiden Rassen droht, scharf ins Auge zu fassen und rechtzeitig Schutz und Abhilfe zu suchen. Denn unsere ganze Ethik und Arbeit dahin zu dirigiren, daß schließlich die Welt ein großes China oder ein kannibalisches Reigerreich wird (man denke an die Geschichte Haitis und Liberias), — Das wäre schließlich doch ein Hohn. Die Ethik darf der Vernunft nicht widersprechen, sonst wird sie zum Zerrbild.

Ich will nun kurz die Aufgaben andeuten, die der Kultur in jener Richtung meiner Ansicht nach obliegen:

I. Hintanhaltung kulturgefährlicher Menschenrassen. Man kann dabei möglichst human verfahren; aber ihrer enormen Vermehrung und Ausbreitung muß entgegengearbeitet werden. Dies haben nun endlich die Engländer in Australien zu thun begonnen und durch Einführung sehr hoher fast prohibitorischer Niederlassungstaxen der chinesischen Einwanderung einen Riegel vorgeschoben, der sich als wirksam erprobt hat, nachdem die Schiffskapitäne für die Bezahlung jener Taxe verantwortlich gemacht worden sind

II. Züchtung unserer eigenen Rasse aufwärts.

Man pflegt diese Frage allein schon mit dem Hohn des Vorurtheils zu überschütten. Dogmatiker fügen natürlich hinzu, es sei unmöglich oder gar schädlich; während die Zucht der Thiere täglich das Gegentheil beweist. Aber was thun? Es ist auf zwei Wegen zugleich vorzugehen.

A. Negativer Weg. a) Beseitigung aller entartenden Ursachen: Alkoholenuss, Opiumgenuss und Vergleichen; ferner Kampf gegen Krankheiten wie Syphilis, Tuberkulose und dergleichen, nicht durch rohe Zwangsmittel, aber durch Belehrung und Hygiene. b) Erschwerung und Bekämpfung der Kindererzeugung bei Ibioten, Verbrechern, Epileptikern, Geisteskranken, geistigen und körperlich erblichen Krüppeln aller Arten, Tuberkulösen u. s. w. Dazu giebt es zwei Arten von Mitteln. Bei den blöden oder ganz schlimmen Menschen hilft nur die Versorgung und Absperrung von der Gesellschaft. Bei den besseren oder belehrbareren dagegen hilft die Belehrung und die Verwendung antikonzptioneller Mittel. Das Alles zusammen hilft nicht absolut, aber sehr viel. Die Erfahrung lehrt es. Solche Krüppel dagegen, die ihre Krüppelhaftigkeit nur durch Unfälle, ohne Beeinträchtigung ihrer Keimdrüsen, erworben haben (zum Beispiel Opfer von Verletzungen), dürfen gefahrlos Kinder erzeugen.

B. Positiver Weg. a) Belehrung der Menschen über die sexuellen

Verhältnisse und das Berechnungs-gesetz, natürlich über das Feststehende und nicht über theoretische oder hypothetische Streitfragen. Vor Allem Belehrung darüber, daß man keinem Kinde eine vortrefflichere Mitgift geben kann als tüchtige, gesunde und eheliche Eltern. Das elende Vorurtheil, man brauche sehr viel Geld, um Kinder zu erziehen, sollte gebrochen werden. Kräftige, gesunde, brave und tüchtige Menschen haben die höchste ethische Pflicht, ihren Stamm kräftig zu vermehren, — Mann wie Weib. Ihre Kinder kommen immer durch. Wohl bemerkt aber, müssen hier die geistigen Eigenschaften: Wille, Verstand und ethisches Gemüth in erster Linie maßgebend sein. Sie sind wichtiger als Stärke, Muskeln und schöner Körper.

Entgegnet man, daß die meisten Menschen dazwischen liegen, so antworte ich, daß es nur eine Approximation und Wahrscheinlichkeitsrechnung sein kann, daß es aber so noch vortreffliche Dienste leisten kann. Wer hoch oben steht, soll sich möglichst stark vermehren; wer mäßig über dem Mittel steht, bescheidener; wer stark unter dem Mittel, gar nicht. Ohne Barbarei gegen den Einzelnen kann die Sache mit antikonzeptionellen Mitteln leicht regulirt werden. Doch was für Vorurtheile haben wir nicht da noch zu überwinden!

b) In zweiter Linie soll eine gesunde, normale, körperliche mit geistiger Arbeit verbindende Lebensweise, die Förderung der öffentlichen wie der individuellen Hygiene das ganze Werk zu einer wahren, konstruktiven, sozialen Hygiene gestalten.

Nur auf dem hier angedeuteten Weg kann unsere weiße Kulturtrasse langsam hinauf gezüchtet und vom Untergang bewahrt werden, in dem sich ihre Schwächen, ihre Heuchelei u. s. w. allmählich vermindern.

... Eine sonderbare Ethik, die Sie uns da aufstischen, wird man mir sagen! Ja, sie mag noch seltsam unsere Vorurtheile berühren, aber die wahre ist sie doch.

Wie kläglich nimmt es sich bei näherer Ueberlegung aus, unsere Nüchternheit und Aufopferung für einzelne aussichtslose Trümmer menschlichen Elends und in die Augen springende Leiden zu vergeuden und darob das ganze Wohl und die ganze Zukunft unserer Nachkommen zu ignoriren oder gar zu gefährden! Man gestatte mir ein Beispiel:

Die Idioten sind gewiß unglückliche Geschöpfe. Doch sind sie erstens ihrer Lage nicht oder nur schwach bewußt und zweitens, weil angeboren hirn-defekt, absolut unheilbar. Höchstens kann man sie im besten Falle ganz elementare Dinge lehren und sie durch Arbeitangewöhnung von schlimmeren Gewohnheiten und Missethaten einigermaßen abhalten. Der gesunde Menschenverstand sagt schon, was man mit solchen Menschen, deren Uebel sich in hohem Grade vererbt hat, thun soll: sie human behandeln, an einfache körperliche Arbeiten, so weit es angeht, gewöhnen, um sie dadurch möglichst nützlich,

glücklich und unschädlich zu machen; sie vom sexuellen Leben fernhalten, vor Allem an Kindererzeugung hindern und die Gesunden vor ihren gefährlichen Thaten schützen. Statt Dessen haben sich mitleidige Seelen geplagt, in den Anstalten für junge Idioten Idiotenschulen zu errichten, in denen man durch Aufwand unendlicher Mühe und Geduld schließlich einige Wunderpapageien erzieht, die ein Bißchen lesen und schreiben, Verse auswendig sagen oder Gebete sprechen. Um diese Kunststücke fertig zu bringen, deren Zwecklosigkeit sich von selbst ergibt, muß man natürlich die einzig rationellen, einfachen Handleistungen, besonders in der Landwirtschaft, vernachlässigen und vor Allem seine Aufmerksamkeit von der zweckmäßigen Versorgung und Pflege der erwachsen gewordenen Idioten ablenken. Das ist irrationell und ist eine am unrechten Ort vergeudete Sorgfalt; es thut mir Leid, es sagen zu müssen. Handelt es sich aber gar um wohlhabendere Schwachsinnige leichteren Grades, so will man sie noch vielfach nach sorgfältigster Schulung verheiraten, — und thut es oft. Das ist geradezu ein Verbrechen an ihren Kindern und an der Gesellschaft. Aus eigener Erfahrung in diesem Kapitel könnte ich viele Tragödien erzählen, z. B. die der Ehe einer schwachsinnigen, aber reichen Frau, die dann fünf geisteskrante, idiotische Kinder erzeugte, und Vergleichen mehr. Solche Ehen werden ja oft von wohlmeinenden alten Tanten arrangirt. Wären die gutmüthigen Ehepartner über die Monstrosität solcher Heldenthaten genügend unterrichtet, so würden sie sie wohl bleiben lassen.

Aus dem Gesagten schält sich nun von selbst eine schwierige Frage heraus. Wo sind die Grenzen der Ethik zu ziehen? Sollen wir roh und grausam alle Gefühle der kalten Vernunft opfern? Sollen wir die Neger, die Chinesen und die Schwachsinnigen nicht mehr als unsere menschlichen Brüder behandeln? Sollen wir die schöne Moral Christi verleugnen und in eine rohe und kalte Verstandesmoral ausarten lassen?

Wer mich so verstanden hat, hat mich arg mißverstanden. Ich frage aber, welche Mutter ist ethisch die höhere: diejenige, die, von der Gefühlsfülle ihrer Affenliebe geleitet, jeder Klage ihres Kindes nachgibt und das Kind verzieht, — oder diejenige, die, weiter sehend, das Kind mit strenger Liebe züchtigt und erzieht, um sein späteres Glück zu sichern? Gewiß die zweite.

Das „Kind“ menschlicher Ethik ist nun die Menschheit, und das Kindeskind, auf das sich am Erfolgreichsten wirken läßt, ist die zukünftige Menschheit, sind unsere Kinder und Nachkommen. Aus diesem Grunde bilden unsere Nachkommen, bildet die Gestaltung ihres Glückes die höchste Aufgabe der Ethik.

Dies soll natürlich ihre übrigen Aufgaben nicht vergessen lassen. Ich meine nur, wir sollten eine Stufenleiter einander je nach Wichtigkeit subordinirter Gegenstände der Ethik aufstellen.

Die höchste Stufe, die allen Anderen übergeordnet werden sollte, habe ich eben erwähnt. Sie besteht nicht nur in der Zuchtwahlfrage, sondern auch in der künftigen Gestaltung der wirtschaftlichen Frage, der Alkoholfrage u. s. w.

Jener Stufe folgt die Erfüllung der Pflichten, die wir der Erziehung unserer einmal vorhandenen Kinder gegenüber haben, und hat zum Gegenstand eine rationelle, wissenschaftliche und humane Pädagogik.

In dritter Linie erst kommen dann die Pflichten gegen unsere lebenden erwachsenen Mitmenschen im Allgemeinen, die jedoch niemals die beiden ersten Stufen gefährden, sondern stets ihnen untergeordnet bleiben sollten. Welche sind aber unsere Mitmenschen? Wo sollen im wilden Kampf der Meinungen und Leidenschaften Grenzen gesetzt werden? Ich verweise hier auf den Aufsatz, den ich in der „Zukunft“ über verminderte Zurechnungsfähigkeit veröffentlicht habe, und auf das über Neger und Chinesen Gesagte. Hier müssen stets und konsequent die Interessen des Ganzen den Interessen des Einzelnen übergeordnet werden. Dies muß eine gute Mutter thun. Man sei gut und human gegen den Einzelnen, aber stelle stets die sozialen Interessen höher, sobald ein Konflikt entsteht. Pflicht einer wahren Ethik ist es jedoch ferner, Konflikte nach Kräften zu vermeiden und zu mildern, ohne je schwach zu werden.

Bekanntlich wird mit dem Wort „human“ viel Humbug getrieben. Die Gefühlsbuselei und die Affenliebe richten hier viel Unheil an. Der Chirurg, der dem Kranken wehthut, um ihn zu heilen, handelt gewiß ethischer als das Weib, das die Operation hintertreiben will, um ihm die Schmerzen zu ersparen. Der Offizier, der einen guten Soldaten opfert, um das Ganze zu retten, handelt ethisch. Wahre Humanität muß viele instinktive, an sich ethische Mitgefühle unterdrücken, um wirklich ethisch zu handeln. Die Interessen und das Wohl der ganzen Menschheit müssen denjenigen eines Volkes, diejenigen eines Volkes denjenigen einer Stadt, diejenigen der Stadt denjenigen der Familie und die zuletzt genannten denjenigen eines Individuums vorangehen, aber auch hier überall mit Verstand, Umsicht und möglichster Milde. In manchen Fällen ist das Leben eines Menschen wichtiger als das mehrerer Anderen. Die wahre höhere Ethik soll Harmonie herzustellen suchen, um alle peinlichen ethischen Konflikte möglichst zu vermeiden und ihre Quellen zu verschließen.

Auf einer weiteren Stufe begegnen wir wunderlichen Betrügnungen der menschlichen Gefühle. Müssen wir im Interesse der Menschheit unseren Gefühlen für Neger oder Chinesen Schranken und Grenzen ziehen, Geisteskranke, Idioten, Verbrecher u. s. w. einschränken: wie steht es nun mit Thieren oder gar mit Pflanzen? Thierschutzvereine verdanken ihre Entstehung einer Irradiation menschlicher Sympathiegefühle in das Thierreich hinein. Hier treiben nun Affenliebe und Gefühlsexcentricitäten ihre höchsten Blüthen. Es

ist sicher an sich recht, die Thiere vor unnützen Roheiten und Anälereien zu schützen. Darin hat jene untergeordnetste Stufe der Ethik eine nicht abzuspreekende Berechtigung. Das ist auch der zunächst bescheiden zugestandene Zweck der Thierschutzvereine. Da jedoch der Mensch von Instinkt aus in seinen Gefühlen beschränkt und ausschließlich ist und da bekanntlich intensive Liebe zu einzelnen Wesen gar leicht in Abneigung und Haß oder mindestens in Gleichgiltigkeit gegen Andere ausartet (was, nebenbei gesagt, eben so den exklusiven Sympathiegefühlen für einzelne Menschen gilt), sieht man gar zu oft jene Vereine oder wenigstens viele ihrer Mitglieder in ihrem Uebereifer ihre Lieblingsthiere den Menschen und den Interessen der Menschheit überordnen. So sind die abscheulichen, von Mißverständnissen, Verleumdungen, Unwahrheiten und insamen Beleidigungen strotzenden antivivisektionistischen Bewegungen entstanden, die vielfach in eine rohe Verfolgung der Wissenschaft ausarten.

Es liegt auf der Hand, daß milde Gefühle für Thiere und deren gute Behandlung noch zur Ethik, jedoch nur als niederste, untergeordnetste Stufe gehören. Hierbei muß auch eine rationelle Abstufung zwischen höheren und niederen Thieren Platz greifen.

Man kann sogar auf Sympathiegefühlen für Pflanzen und ihr Leben, z. B. für alte Bäume, und für leblose Gegenstände sprechen, — und auch solche Gefühle haben ihre Berechtigung.

Wer bei Alledem jedoch glaubt, man könne die elementaren, instinktiven, angeerbten ethischen Gefühle, das Mitleid, das Gewissen, das Pflichtgefühl, entbehren und die Ethik auf pure Berechnung des Intellectes aufbauen, Der irrt gewaltig und gleicht Einem, der aus Idioten durch Schulung Genies zu machen glaubt, weil der Idiot mit gutem Gedächtniß lernt. Der ethische Idiot, der wie ein Papagei die Ethik lernt, bleibt trotz Alledem ein Gefühlsidiot und wird es nie verleugnen können. Ob er oder der gefühlvolle, aber intellektuell schwachsinrige Mensch sozial gemeinschädlicher wird, hängt nur von zufälligen oder speziellen Umständen ab.

Wir müssen uns also verstehen. Sympathische Gefühle sind die unentbehrliche Grundlage jeder Ethik. Sie müssen aber sorgfältig und langathmig erzogen, müssen durch Vernunft und Wissenschaft zunächst auf die würdigsten Gegenstände in richtiger Stufenleiter gerichtet werden, um nicht durch unrichtige Objekte und Ausschließlichkeit oder Engherzigkeit direkt schädlich zu werden. Nur durch eine solche höhere Harmonisirung der sympathischen Gefühle mit der Vernunft, dem Wissen und dem Willen kann eine segensreiche und fruchtbare Ethik mehr und mehr ausgebildet werden.

Das gewählte goethische Titelmotto muß man also cum grano salis verstehen. Es enthält zwar eine, aber nur eine einseitige und partielle Wahrheit.

gibt keine Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft, wohl aber Kräfte, die oft das Böse wollen und dabei Gutes schaffen, oder auch umgekehrt das Gute wollen und Böses schaffen. Jene Kräfte sind jedoch noch niedrig, disharmonisch und blind. In philosophischer Instanz giebt es freilich — Das sagte ich schon vorhin — nichts Böses und nichts Gutes in der Welt; doch interessiert uns Menschen nur die menschliche relative Ethik, bei der es für die Menschheit zweifellos Gutes und Böses giebt. Ihre Aufgabe ist es, durch feine und wahre Harmonisirung aller unnöthigen Gegensätze und Reibungen das Gute zu fördern und das Böse zu bekämpfen.

Lohnt Dies nun der Mühe? Können wir selbst, unvollkommene, egoistische Heuschler, erfolgreich daran arbeiten? Das ist die Kardinalfrage, die die Pessimisten mit Nein und die Optimisten mit Ja beantworten. Freilich arbeiten dabei viele leichtfertige oder unwissende Optimisten gerade ihrer Behauptung entgegen, während viele inkonsequente Pessimisten umgekehrt für das Gute zu viel thun. Alle jene Ungereimtheiten dürfen uns jedoch nicht entmutigen. Berge von Schwierigkeiten und Vorurtheilen mußten stets überwunden werden, ehe große soziale Fortschritte möglich waren. Mit Genugthuung kann die Kulturmenscheit auf die Abschaffung der Tortur der Leibeigenschaft, des Kannibalismus zurückschauen und sagen: „Wir haben ethische Fortschritte errungen.“ Sie kann ferner die Abschaffung der Todesstrafe in unseren Ländern und ihre seltenere Anwendung da, wo sie noch gilt, die großen Fortschritte humanitärer Institutionen, solidarischer Organisationen u. s. w. als ihr Werk bezeichnen.

Weshalb also verzweifeln? Dem eingefleischten Egoismus in uns selbst, der, wie ich anfangs sagte, uns zum feigen Nichtsthun, zum „laissez faire et laissez aller“ treibt, mögen wir antworten, es sei schließlich ein sozial-ethischer Sport, eben so gut und amusant wie ein anderer, und befriedige am Ende das liebe und liebste Ich trotz allen Kämpfen und Widerwärtigkeiten mehr als die große, ausschließliche Eigenpflege. Diese werde sogar allmählich ungesund und unbehaglich, schon, weil sie dem Egoisten eine tiefere Abneigung seiner Mitmenschen zuziehe. Das pure Heuscheln der Ethik ist jedoch ein prekäres Ding, — und am Ende ist noch das Beste, treu herzig und entschieden mitzumachen.

Mit schlechten Soldaten hat schon mancher gute Feldherr Siege erfochten. Rag unsere heutige Kulturmenscheit noch so viele Schäden, Entartungsfaktoren, körperliche und geistige Schwächen aufweisen, warum sollte sie daran verzweifeln, die Uebel allmählich zu besiegen und glücklichere, gesündere, intellektuell, ethisch und im Willen höher stehende Nachkommen zu erzeugen, nachdem sie schon so viele Siege errungen und Fortschritte gemacht hat? Im neunzehnten Jahrhundert hat uns die Wissenschaft über die

Natur der Vererbung, des Gehirnes, der Entwicklungsgefesse der lebenden Wesen u. s. w. so unerwartete und so großartige Aufschlüsse gebracht, daß wir bethörte Phantasten oder chinesische Popfträger wären, wenn wir nicht mit frischem Muth im zwanzigsten Jahrhundert die Konsequenzen ziehen und die Früchte ernten würden. An der großartigen Ethik Christi brauchen wir deshalb nicht viel zu ändern, sondern sie nur von allem Ballast mystischen Aberglaubens und kindischer, veralteter oder falsch überlieferter Lehren zu befreien.

Chigny bei Morges.

Dr. August Forel,
vormals Professor in Zürich.



Ein neues Pompeji.

Nicht immer bedarf es so gewaltsamer Mittel wie einer Eruption des Vesuvius, um erhebliche Reste alter Städte Tausende von Jahren hindurch zu konserviren. Es kann genügen, daß ein Erdbeben einen Bach verschüttet, dessen angestaute Fluthen dann die herabgestürzten Sandmassen über das benachbarte Terrain schwemmen, wie Das in Olympia geschehen ist, — und selbst ein Erdbeben ist nicht nöthig, wenn die antike Wohnstätte sich an eine hohe Felswand lehnt, deren Erdbedeckung durch starke Regengüsse gelockert werden kann. Auf diese oder ähnliche Weise ist uns mehr gerettet worden, als man gewöhnlich denkt, und wie das kürzlich von seiner schützenden Sandhülle befreite Priene, so liegt in den menschenleeren und verödeten Gefilden des inneren Kleasiens noch manche Stadt gebettet, deren Ausgrabung reiche wissenschaftliche Ausbeute verspricht. Das gilt in erster Linie von Milet, der vormals blühenden Handelsstadt, auf deren soeben beginnende Freilegung die größten Hoffnungen gesetzt werden. Daß dort das Ergebniß ein ähnlich lückenloses und geschlossenes sein wird wie einst in Pompeji, ist allerdings nicht zu erwarten. Dagegen ist uns etwas Aehnliches in dem wundervollen kleinen Priene erstanden. Da aber Pompeji bekanntlich im dreiundschatzigsten Jahre unserer Zeitrechnung bereits durch ein starkes Erdbeben niedergeworfen worden war, fand die endgiltige Katastrophe

des Jahres 79 fast nur römische Neubauten vor, die nach jener Zeit entstanden waren, während wir in Priene eine von späteren Umbauten fast ganz verschont gebliebene echt griechische Kleinstadt des vierten bis zweiten Jahrhunderts vor Christi vor uns haben, deren Charakter von dem der römischen Provinzstadt wesentlich abweicht und viel eher einen Rückschlag auf die Bauweise und Lebensgewohnheiten der griechischen Blüthezeit gestattet. Die Sculpturenabtheilung des berliner Museums hat sich daher ein hohes Verdienst erworben, als sie in den letzten vier Jahren die Trümmer von Priene systematisch freilegen ließ; und in allernächster Zeit bereits werden die Herren Dr. Theodor Wiegand und Dr. Hans Schrader das Ergebniß ihrer schwierigen, aber auch schönen und lohnenden Arbeit in einem großen Werk veröffentlichen. Ein glücklicher Zufall führte mich in diesem Frühjahr gerade in den Tagen nach Priene, als die beiden Gelehrten ihre Thätigkeit beendet hatten und sich anschickten, die Stätte ihrer Freuden und Leiden zu verlassen; und da ich also einer der Letzten war, die die persönliche Führung und Erläuterung durch die beiden Forscher genießen konnten, möchte ich, ohne mich allzu sehr in archäologische Details zu vertiefen, in Kürze hier die Eindrücke meines dortigen dreitägigen Aufenthaltes wiedergeben.

Der untere Flußlauf des Mäander durchschneidet eine Ebene von etwa fünfzehn Kilometern Breite, die von imposanten Höhenzügen umrahmt wird, im Südosten von der stolzen Zadenlinie des Latmos, im Nordwesten vom Mykalegebirge. Auf einem schroffen Felsen dieses Gebirges befinden sich die schwer zugänglichen Mauerreste der einstigen Akropolis von Priene; an die steile Felswand lehnt sich, hundertundsiebzig Meter hoch, ein Plateau an, das nach den anderen drei Seiten beinahe schroff abfällt: es trägt die Stadt Priene. Eine vorzüglich erhaltene dicke Mauer verstärkt noch heute diese natürliche Festung und zieht sich zu beiden Seiten des Akropolis-hügels in die Höhe. Mein Begleiter Dr. Schrader führte mich zunächst durch das südliche Hauptthor und schritt, am Heiligthum der Stybele vorüber, die große Hauptstraße entlang, die die Stadt durchquert und in den Markt mündet. Obgleich ich auf nichts Geringses gefaßt war, blieb ich doch schon nach wenigen Schritten überrascht stehen, da die wohlaufgeräumten, sauberen Straßen und die bis zu zwei Meter hohen Häusermauern, ganz wie in Pompeji, die Phantasie unmittelbar in das antike Leben zurückversetzen. Wie in Piræus und in Thurii tritt auch hier dem Auge sofort die Regelmäßigkeit der Gesamtanlage entgegen; die Straßen kreuzen sich in gleichen Abständen rechtwinklig und die dadurch entstehenden gleich großen Häuserblöcke (insulae) sind meist wieder vierfach getheilt, so daß eine allgemeine Gleichheit der Hausgrundflächen sich ergibt. Den köstlichsten Kontrast mit den abscheulichen türkischen Wegen, auf denen wir, nachdem wir die Eisenbahn in Sofia verlassen hatten, hierher getrabt waren, bildete die sorgfältige Anlage

der ungefähr sieben Meter breiten, mit großen Brecciaplatten belegten Hauptstraße (die Nebenstraßen sind vier Meter breit), in deren Mitte ein bedeckter Tagwasserkanal hinführt. Zur Seite liegen die starken Thonröhren der Trinkwasserleitung, deren kunstvolles Netz die ganze Stadt umspannt. Am höchsten Punkte liegt die Centrale. Von drei zu drei Röhren stößt man auf eine Oeffnung, die früher Reinigungszwecken diente und mit einem eingegipften Deckel verschlossen war. Verfolgt man die Leitung weiter, bis in die Nebengassen, wo das Terrain oft uneben ist, dann findet man, daß auch kunstvolle Knieeröhren vorkommen, — wie denn die Gesetze der Hydrostatik den Alten keineswegs fremd waren. An einem zierlichen öffentlichen Brunnen vorüber erreicht man den Markt. Er war von Säulenhallen und Verkaufsständen umgeben und Marmor- und Bronzestandbilder, von denen freilich nur die Basen erhalten sind, schmückten ihn in großer Zahl. Man wußte auch das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden: die Bildnißbasen dienten zugleich als Ruhebänke und es ist nicht so gar schwer, sich auszumalen, wie dieser Prunkplatz der Stadt, von Hunderten lustwandelnder oder Geschäfte treibender Menschen belebt, vor zweitausend Jahren ausgesehen haben mag. Neben dem Markt ist eine besondere große Halle, deren Schmalwände in ganzer Breite mit Inschriften bedeckt waren; zwar sind die etwa hundert Marmorblöcke, die diese Inschriften trugen, von einem Erdbeben wild durcheinander geworfen worden, aber ein gütiges Geschick hat verhütet, daß sie — wie so manche andere Bautheile — von den benachbarten Dörflern verschleppt und in ihren Heimstätten vermauert wurden. Schrader konnte in mühsamer Arbeit die Inschriften fast vollständig zusammensetzen und entziffern, so daß wir nun wissen, welche Rolle die Stadt um 150 v. Chr. in der Politik spielte. Neben dem Markt liegt ein Versammlungssaal, das Buleuterion, ein rechteckiger Raum, in dem auf drei Seiten die marmornen Sitzreihen, nach oben sich erweiternd, ansteigen; schmale Treppen führen in den Eden empor. Das Dach ist natürlich zerstört, aber man erkennt deutlich, in wie geschickter Weise die Spannweite von zwanzig Metern durch zwei vorgelegte Pfeiler um je zwei Meter verringert worden war. Unten, in der Mitte des ebenen Raumes, steht ein schöner Marmoraltar, mit Stierköpfen und Guirlanden im Relief geschmückt: von dort sprach wohl der Redner. Die vierte Seite der Halle, die von Stufen frei ist, enthält eine Nische mit unverkennbaren Resten eines großen Gewölbebogens — was für die Geschichte des Gewölbebaues werthvoll ist, da man bisher, außer bei unterirdischen Kanalanlagen, die Bogenbauten erst bei den Römern zu finden glaubte — und davor die Bänke für das Präsidium. Es ist kaum denkbar, sich einen Versammlungsraum für sechshundert Personen schlichter und doch anheimelnder zu denken; und bei aller Einfachheit der Ausschmückung weist die Technik die größte

Sorgfalt auf. Oberhalb des Marktes durchbricht eine Erhebung das sonst leidlich ebene Stadtplateau. Eine große Stützmauer vervollständigt sie zu einer regelrechten Terrasse. Hier stand der schöne jonische Tempel, den Alexander der Große, wie eine wohl erhaltene Inschrift meldet, im Jahre 334 v. Chr. der Stadtgöttin von Priene, der Athena Polias, weihte. Pythios, der Meister des bekannten Mausoleums in Halikarnas, war sein Erbauer. Nachdem Abgesandte der society of dilettanti in den Jahren 1765 und 1808 den Tempel besucht und zum Glück auch Zeichnungen danach gefertigt hatten, wurde ihm die neueste Zeit verhängnißvoll. Daß die Eingeborenen im Orient die schönen Marmorstufen der alten Heiligthümer mit Vorliebe in Brunnenströge und Aehnliches verarbeiten, ist etwas Alltägliches. Besser ist es immer noch, wenn antike Bauglieder vermauert werden, weil man sie dann oft mit ziemlich geringer Beschädigung aus den Mauern wieder herausholen kann. So verdanken wir die prächtigen Giebelgruppen des großen Zeus-tempels von Olympia nur den byzantinischen Mauern des siebenten oder achten Jahrhunderts, für die die unschätzbaren Skulpturen, so weit sie nicht zu Asche verbrannt wurden, als Baumaterial dienten. Daß ein biederer Engländer im Jahre 1870 neben der Basis des Kultbildes eine antike Silbermünze fand, war aber das größte Unglück, das dem schönen Athentempel passiren konnte; denn als der Schlaupf auch die übrigen Blöcke der Basis umwenden ließ und noch einige Münzen fand, da war das Signal zur allgemeinen Verwüstung gegeben. Mit Art und Hammer kam die ganze Nachbarschaft herbeigezogen, um die vermeintliche Schatzkammer zu plündern, und schlug dabei Alles in Trümmer, so daß heute nur noch rohe Fundamentblöcke und ein wüster Haufe von Marmorschutt die alte Herrlichkeit verräth. So fanden Humann und Kekulé im Jahre 1894 die Tempelstätte. Humann, dessen Verdienste um die Erforschung der antiken Städte Kleinasiens so außerordentliche sind — Pergamon allein giebt ihm unvergänglichen Ruhm —, sollte die Freilegung Prienes nicht mehr erleben. Nachdem er im Jahre 1895 das Häuschen errichtet hatte, das seitdem die deutschen Gelehrten in dieser Wildniß beherbergte, erlag er bald darauf seinen Leiden.

Einen erfreulichen Anblick im Vergleich mit der Tempelruine bietet das Theater. Ich habe in diesem Frühjahr zwanzig antike Theater besucht: aber keins kann sich in Vollständigkeit der Erhaltung und Nettigkeit des Gesamteindrucks mit diesem wahren Schmuckkästchen messen. Schade, daß nur ein Theil der Sitzreihen freigelegt worden ist — um Kosten zu sparen und in der zutreffenden Erwägung, daß die oberen Reihen kaum erheblichere Funde erwarten lassen —; dennoch könnte man glauben, die Zerstörung sei eben erst geschehen und gleich müßte der ehrwürdige Stadtbaumeister von Priene eintreten, um die Schäden ausbessern zu lassen. Da haben wir

zunächst die kreisrunde Orchester von nur siebenundeinhalb Metern Radius, vor uns auf der Zuschauerseite zu drei Vierteln von einer bequemen Marmorbank mit geschweifter Rücklehne, der Prosödie, umgeben. In ihrer Mitte wird diese Bank vom Altar des Dionysos, an fünf anderen Stellen von besonderen Thronen oder Ehrensesseln durchbrochen. Seitlich steht, merkwürdig schräg, ein Block, vielleicht das Postament für ein Bildwerk. Eigenthümliche Aushöhlungen und Durchlässe deuten darauf hin, daß Wasser hindurch floß, und der Gedanke an eine Wasseruhr ist nicht ganz abzuweisen; aber die Gestalt des Bronzesaufsatzes, der in den Vertiefungen seinen Halt fand, läßt sich absolut nicht errathen. Das Beste am Theater ist sein Steingebäude, das wunderbar schön erhalten ist, — nicht nur die Säulen des Prosceniums, sondern auch das Gebälk darüber, Architrav, Triglyphenfries, Geison und die steinernen Querbalken, die nach dem Steingebäude hinüberführen. Ganz deutlich sieht man die rothe und blaue Bemalung des Gebälks, zierliche Epheuranken in flachen Reliefs schmücken die Säulenkapitäl, Alles und Jedes ist so geschmackvoll und nett, daß man sich des Reibes nicht erwehren kann, wenn man diese Schlichtheit und Anmuth mit der Ungemüthlichkeit pomphast aufgeputzter „Mäusentempel“ unserer Zeit vergleicht.

Noch Vieles wäre zu sagen vom Asklepiosstempel, der sich später in eine christliche Kirche verwandelte; vom Heiligthum der Demeter, hoch oben an der steilen Felswand, das eine eigenthümlich große und tiefe Opfergrube besitzt; vom Gymnasium, an dessen wohlerhaltenen steinernen Wasserbeden einst Schaaren geschmeidiger Jünglinge sich vom Staub und Schweiß der Palästra säuberten; oder vom Stadion der großen Rennbahn, die nur auf einer Seite Sitzreihen hat, weil das Gelände auf der anderen Seite eine kostspielige Stützmauer erfordert hätte. Ich will mich aber auf einige Bemerkungen über den Stil des Wohnhauses beschränken, der sich an hundert wohlerhaltenen Exemplaren trefflich studiren läßt; am Besten in der Bodensalte hinter dem Athenatempel, wo offenbar wegen der geschätzten Lage die wohlhabendste Bevölkerung hauste. Da ist nirgends eine Spur der festen, schematischen Gliederung des römischen Peristylhauses, das so lange als typisch für das antike Haus überhaupt galt. Die Ordnung der verschiedenen Räume um den Innenhof ist unsymmetrisch, willkürlich und erinnert eher an die Hausanlagen der mykenischen Zeit. Man hatte sich also in der griechischen Blüthezeit in der Art des Hausbaues noch gar nicht allzu weit von derjenigen der homerischen Helden entfernt. Eine Fassade, eine Schmudseite nach der Straße zu, kennt das antike Haus nicht, und wenn die hier und da vorkommenden Fenster selbst mehr als winzige Oeffnungen sind, beeinflussen sie doch die architektonische Gliederung ganz und gar nicht. Erst mit der Verwendung des Fensterglases (in der römischen Kaiserzeit) war die Möglichkeit organischer Verwendung gegeben. Daher

öffnen sich alle Räume nach dem Innenhof, der aber hier nur an der Straßenseite bisweilen eine Säulenhalle hat, nicht an allen Seiten, wie im Peristylhaus. Der Hauptsaal, der in Allem, auch in der Form der Vorhalle (der alten Aithusa), dem mykenischen Megaron entspricht, liegt gen Norden; neben ihm liegen die Schlafzimmer, an die übrigen Seiten des Hofes schließen sich die Wirtschaftsräume.

Was die innere Ausschmückung der Häuser betrifft, so sieht man überall an den Wänden bunt bemalten Stuck, der zum Theil sehr gut erhalten ist. Schrader zeigte mir an einer Stelle, wie kunstvoll drei Stuckschichten — eine grobe unten, die feinste oben — übereinandergesetzt wurden, um ein Abblättern zu verhüten; die Art der Bemalung stimmt mit der ältesten Art in Pompeji überein. Daß in einer Provinzstadt, erheblich kleiner als Pompeji, keine großen Kunstwerke zu finden sein würden, war von vorn herein klar; man hatte aber auch nicht erwartet, eine so reiche Ausbeute kleiner Statuetten, von der Art der Tanagrafigürchen, und sonstiger kleiner Erzeugnisse des Kunstgewerbes zu gewinnen. Sie beweisen, daß selbst der einfache Mann jener Zeiten nicht darauf verzichtete, seine Räume gefällig zu schmücken. Freilich war ein solcher Schmuck sehr erwünscht, denn die Alten hatten — wie heute noch die meisten Orientalen — in ihren Zimmern fast gar keine Möbel in unserem Sinne: weder Schränke noch Buffets noch Kommoden. Die Wände blieben also frei; höchstens zog sich unten eine Bank entlang. Von hölzernen Truhen, die natürlich vermodert sind, hat sich nichts erhalten; dagegen fand man Metallbeschläge von Ruhebetten und Stühlen. Zahlreicher sind die Handmühlen und massenhaft sind die Geschirrereste. Daß man viele Glasgefäße benutzte, bezeugen die vielen Glassplitter, deren in allen Farben schillernde Patina ihr ehrwürdiges Alter garantiert. Sogar eine kleine Münze mit einem zierlichen Köpschen blinkte mir gleich bei den ersten Schritten vom Boden entgegen. Hat man erst ein Stück gefunden, so muß man sich beinahe Mühe geben, um nicht immer wieder die Blicke nach neuen Kleinigkeiten streifen zu lassen, die in diesem vor Cooks und Stangens Scharen noch gnädig bewahrten Gebiete das Entzücken aller nach Andenken lästernen Bäderreisenden bilden würden.

Ich weiß nicht, ob spätere Besucher den selben Eindruck von Priene haben werden, den ich empfing und hier zu schildern versuchte. Eins werden sie sicher entbehren: die freundlich gegebenen Erläuterungen und die gastlich behagliche Aufnahme im Gelehrtenheim zu Priene, wo ich nach Herzenslust die Pläne studiren und die Leiden und Freuden einer archäologischen Campaigne wenigstens in der Erzählung miterleben konnte.



Das Empfinden der Mütter.

Das Verhältniß zwischen Mutter und Kind hat immer, und besonders seit der christlichen Zeitrechnung, im Vordergrunde des Interesses gestanden. Das Verhältniß zwischen Mann und Weib ist weit neueren Datums, insofern es der Akt einer freien Selbstbestimmung zweier Liebender ist, wie man etwa seit einem Jahrhundert die Sache auffaßt, ohne daß sie sich in ihrem Wesen bedeutend verändert hätte oder dem „Recht des Herzens“ in unserer Zeit ein viel größerer Spielraum eingeräumt worden wäre als früher.

Das Verhältniß zwischen Mann und Weib ist im Grunde einfach; das gegenseitige Interesse erfordert so sehr, gut zusammenzuhalten, der natürliche Instinkt des Rechts und Geeigneten wird bei einigermaßen gesund veranlagten Individuen die Wahl so entschieden bedingen und bestimmen, daß eine gestörte Ehe bereits eine Form der Selbstzerstörung ist und auch so empfunden wird. Auch die beeinflussende Umgebung, sofern sie aus Eltern und anderen Verwandten besteht, wird aus dem selben Instinkt das Zusammenbringen heterogener Elemente nicht gerade zu ihrer speziellen Aufgabe machen. Die unglückliche Ehe ist allerdings das Lieblingskind der modernen Literatur; und auch ein Dichter, der nicht wenigstens einmal geschieden oder seiner Frau davongegangen ist, hat gar kein Ansehen. Aber unsere moderne Literatur arbeitet ja systematisch an der Depression der Lebensinstinkte; und da doch im Grunde die Lehre nichts und das Beispiel Alles ist, müssen eben die Dichter häßlich voranleuchten.

Viel feiner, komplizirter und geheimnißvoller als die Beziehung von Mann und Weib ist das Verhältniß zwischen Mutter und Sohn. Durch das Verhältniß der himmlischen Mutter zum göttlichen Sohn ist es für alle Zeiten über das Materielle hinausgehoben, zugleich ganz irdisch und ganz überirdisch. Etwas von der Genetrix und der Dolorosa fällt über jede Mutter, die im Stande ist, sich des Mystereums des irdisch-überirdischen Ursprunges jedes Kindes bewußt zu werden. Seit Maria kam, ist Eva nicht mehr ganz und bloß nur Eva. Dagegen steht in einer großen Anzahl von Müttern das ganze Leben hindurch Etwas wie ein beständiger Streit zwischen Eva und Maria. Eins der stärksten materiellen Gefühle der Mütter ist das vom Besitz ihrer Kinder. Sie gehören ihnen und sie wollen darauf nicht verzichten. Sie wollen ihre Kinder regiren und nach ihrem Sinn lenken. Viel deutlicher als die Vatergewalt, die wirklich sehr im Schwinden ist, macht sich in unserer Zeit die Muttergewalt, und zwar in allen Klassen, geltend. Sie wollen ihre Kinder nicht fahren lassen, auch wenn diese das Alter dazu erreicht haben. Sie unterwerfen sich dem mündigen Sohn, in den Dingen, die er als Mann entscheiden muß, nicht, sondern sie suchen ihn

so lange wie möglich in Unterwürfigkeit zu halten. Das ist vielleicht das deutlichste und zugleich das gefährlichste Zeichen, daß es eine Frauenbewegung giebt. Wer bis in seine eigene Kindheit zurückzuschauen und damit eine Reihe rundherum befindlicher gleichzeitiger Erscheinungen zu vergleichen vermag, wer dann aus seiner Klasse weiter blickt, auf die Klassen unter und über ihm, Der wird aus dem Lauf eines längeren Lebens nicht nur eine große Menge Beispiele gesammelt haben, er wird auch mit Erstaunen bemerken, daß sie alle eine große Gleichartigkeit aufweisen und besonders in protestantischen Ländern deutlich bezeugen, daß die Autorität des Vaters sich im Verbleichen und die Autorität der Mutter sich in einem selbstbewußten Wachsthum befindet.

Die Frauenbewegung entsprang aus dem Geist und den Verhältnissen der Bourgeoisie, — man könnte auch sagen: der Großkaufmannschaft mit ihren Beziehungen und ihrem Druck nach oben und nach unten. Sie datirt mit ihren Anfängen vielleicht aus der Mitte des Jahrhunderts, sie gehört ganz besonders dem angelsächsischen und danach dem nordgermanischen Stamme an. Aber jener Drang nach verstärkter Mutterautorität ist älter. Seine entschiedensten Trägerinnen stehen — oder ständen, wenn sie noch lebten — hoch in den Siebziger, sie haben schon eine Müttergeneration in ihren Anschauungen erzogen und man findet sie im Bauernhaus wie auf den höchsten Plätzen.

Es ist ein Bedürfnis nach persönlichem Hervortreten und Herrschen in diesen Frauen gewesen, das noch gar nicht von „Ideen“ geleitet und daher so bedeutend durchgreifender war. Und sie gleichen deshalb auch keineswegs jenen großen, von der Kirche erzogenen und geleiteten Müttern des Mittelalters, die die höchsten Tugenden in ihre Söhne und Töchter pflanzten. In ihnen lebte der Geist der Unterordnung unter eine Gemeinschaft, während in unzähligen einflussreichen Müttern der Gegenwart der Geist der Eignsucht und des Eigensinns lebt.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß von der Renaissance ab der Einfluß der Mutter von dem Einfluß der Geliebten, häufig auch von dem einer einnehmenden Gattin abgelöst wurde. An den Fürstenhöfen legten davon die Maitressenwirthschaft und die morgantischen Ehen Zeugniß ab. Die ersten Zeichen der Frauenbewegung aber machten sich eben darin bemerklich, daß die Mütter wieder die Herrschaft ergriffen. Eine ganze Reihe europäischer Politiker zum Beispiel besaß in ihren alten Müttern die Vorkämpferinnen der Frauenrechte, eben so wie viele der ersten schriftstellernden Frauenrechtlerinnen, die sich gegen die männliche Oberhoheit auflehnten, nicht nur Gattinnen, sondern Mütter waren. Die ehelosen Frauenrechtlerinnen rückten erst hinter dem Rücken und unter der Deckung dieser Pionierinnen ein.

Was dieser Bewegung also von Anfang an zu Grunde gelegen zu haben scheint, war das Bedürfniß nach erhöhter Muttergewalt und einem Herabsetzen der Vatermacht. Die Mütter begründeten auf ihren intimeren Zusammenhang mit dem Kind durch Schwangerschaft und Stillen auch einen näheren Anspruch auf die Frucht ihres Schooßes. Diese Auffassung, an sich ganz materiell das Kind nur als ein bloß physisches Produkt betrachtend, geht deutlich hinter das Christenthum und dessen Geist zurück und offenbart sich als einen Ausschlag altnordischen Heidenthums. Wir müssen uns erinnern, daß die nordischen und nordgermanischen Völker ein viel jüngeres Christenthum haben als die südlicheren. Es giebt große Länderstreden, wo es beim Eintritt der Renaissance erst drei- bis vierhundert Jahre alt war. Von da ab begegneten sich die Reste griechisch-römischen Heidenthums, die der Humanismus ausbreitete, mit dem noch keineswegs erloschenen heidnischen Geist der Vorzeit. Das Weib, des Schutzes der katholischen Kirche und ihrer auf tiefer Erfahrung und Kenntniß fußenden Leitung beraubt, wurde nach und nach in seinen Empfindungen und Anschauungen wieder heidnisch.

Das germanische Heidenweib war ein starkgeistiges Weib. Der reinste Ausdruck des alten Heidenthums, die Edda, ist voll vom erbitterten Kampfe des Weibes gegen den Mann; und jene beständige Abwesenheit der Männer auf Kriegszügen und Seefahrten, die allen nordgermanischen Völkern eigen thümlich war, gab den Müttern ganz von selbst eine durchgreifende Macht über die aufwachsenden Söhne. Kamen die Männer dann endlich von ihren Kriegs- und Wandersfahrten heim, dann waren sie gewöhnlich ihren Frauen entfremdet und wenig zur Freude. Aber diese Stärke des Weibes, die sich damals und jetzt wieder in dem Bedürfniß nach Muttergewalt ausgesprochen hat, ist eigentlich keine Aeußerung geistiger Kraft, sondern eine Aeußerung geistiger Schwäche. Sie beruht im Grunde auf dem Umstande, daß die Mütter nie aufhören können, in ihren Kindern Kinder zu sehen.

Es giebt zweierlei Arten Mütter: jene, die man die indifferenten, und jene, die man die lebhaften nennen könnte. Die ersten liegen ihrer Aufgabe mit ruhiger Gleichmüthigkeit ob und sind vielleicht die besten in der Wartung und Pflege des Kindes während der ersten Lebensjahre. Das Animalische überwiegt bei ihnen und die Kleinen gedeihen dabei. Später, wenn die Kinder größer werden und sich selbst helfen können, lassen die Mütter es hingehen. Sie haben ihr Geschäft vollbracht und nehmen keinen intensiven Antheil mehr an ihnen. Das Kind, wenn es wiederkommt, findet immer ein warmes Eckchen, einen guten Bissen und eine freundlich streichelnde Hand; aber die Mutter hat nicht die geistige Expansion, um sich weiter an seiner Entwidlung intim zu betheiligen; oft fehlt ihr auch die physische Kraft. Anders sind die temperamentvollen Mütter, falls sie dieses Tempera-

ment in ihrer Mutteraufgabe konzentriren. Für die ersten Jahre des Kindes taugen sie nicht viel, sie „beaufsichtigen“ lieber die Wärterinnen. Aber wenn das Kind eine Stufe geistiger Regsamkeit erlangt hat, dann interessieren sie sich dafür. Sie legen auf das geistige Leben des Kindes Beschlag, viele Mütter besonders auf das der Söhne. Sie leiten sie, modeln sie, halten sie zum Vertrauen an —: sie wollen sie „erziehen“. Das ist ihr Ehrgeiz und ihr Machtmittel.

Und hier spaltet sich das mütterliche Temperament wieder in zwei Richtungen. Die einen sind mehr Betrachterinnen. Sie wundern und freuen sich über die Entwicklung einer solchen kleinen Seele und möchten nur immer mitfolgen wie bei dem Wachsthum eines Baumes. Die anderen sind gefährlicher. Sie sind die „Leiterinnen“, sie wollen die Richtung geben und die weibliche Energie ist nicht verlegen um Zwangsmittel. Beide aber — und Das ist ein eigenthümlicher Zug, den jede Mutter an sich selbst erfahren kann, wenn sie nur will — Beide unterschätzen das Kind und insbesondere den Sohn. Seine innere Entwicklung als Mensch und angehende Mann geht fast immer rascher, als sie glauben. Sie halten ihn noch für ein Kind, wenn er schon Jüngling ist, für einen noch zu behütenden Jüngling, wenn er Mann ist. Und die Knaben lassen sie gern später als nöthig aus dem Röckchen hinaus und in die Höschen hinein.

Denn jede Mutter kann sich schwer entschließen, in ihrem Kind nicht mehr das kleine Kind zu sehen. Nur wo eins auf das andere folgt und zu einer Schaar wird, läßt sie sich durch diesen Umstand belehren. Und da hängt es doch auch sehr von ihrer Herzengüte oder von ihrer eigenen Erschöpfung ab, wie viel sie davon gelten läßt.

Ich darf Das wohl sagen, ohne die verehrten Mütter zu kränken, — denn mir geht es auch nicht anders. In meiner Vorstellung, wenn ich an meinen Buben denke, ist er immer nur ein ganz kleines und der Hilfe bedürftiges Kind. Und mir kommt es manchmal vor, als ob der Schlingel auf seine Mama etwas heruntersieht.

Im Mittelalter that man die Buben mit sieben, acht Jahren aus dem Haus zum Pfarrer oder in eine geistliche Schule. Mit vierzehn Jahren ritten sie schon mit über die Alpen. Sie lernten früh auf sich selbst vertrauen und wurden in Wind und Wetter und Gefahren zeitig gestählt. Jetzt sitzen sie, wenn sie nicht gerade besonderer „Rachhilfe“ bedürfen und deshalb in eine Anstalt gegeben werden, sofern die Eltern in einer Stadt wohnen, zu Hause bei Müttern bis zur Univerſität oder dem Polytechnikum. Der Vater kümmert sich nicht um sie; die Mutter „leitet“ die Erziehung. Ich bin da mehr für die Sitten des Mittelalters.

Anthropogeographie.

Je hay par surtout un savoir
pedantique.

Joschim Du Bellay.

Im ersten Kapitel seiner Einleitung zu den „Römischen Päpsten“ (1834) charakterisiert Leopold Ranke das Wesen der alten Mittelmeervölker vor dem Eingreifen Roms glücklich mit den Worten: „Die Unabhängigkeit, die sie genießen, ist nicht allein politisch: allenthalben hat sich eine örtliche Religion ausgebildet; die Ideen von Gott und göttlichen Dingen haben sich gleichsam lokalisiert. . . Man war in enge Grenzen eingeschlossen.“ Ganz anders wurde Das, als die römische Weltmacht emporkam. „Wie ward die Erde plötzlich so öde an freien Völkern.“ Der Unterjochung der Staaten folgte der Verfall ihrer Religionen. Und nun macht Ranke jene feine Beobachtung, der ich zusteuere: „Mit Nothwendigkeit, im Befolge der politischen Gewalt, strömten die Religionen nach Rom zusammen: welche Bedeutung aber konnte ihnen noch beizumessen, sobald sie von dem Boden losgerissen wurden, auf dem sie einheimisch waren? Die Verehrung der Isis hatte vielleicht einen Sinn in Egypten: sie vergötterte die Naturkräfte, wie sie in diesem Lande erscheinen; in Rom ward ein Götzendienst ohne allen Sinn daraus.“ Eine feine Beobachtung, sagte ich; aber ich muß hinzufügen: eine vereinzelte Beobachtung, ein Geistesblitz, ohne nachhallenden Donner, ein Wetterleuchten, ohne befruchtenden Regen. Gewiß ahnt auch Ranke den Werth des Bodenständigen, die Einwirkungen der umgebenden Natur; aber diesen Faktoren bis in die Tiefen nachzugehen, dazu ist er nie gelangt.

Das große Netz, in dem das Menschendasein nur einer Maske gleicht, ist aus unendlich vielen Fäden zusammengewebt; und daher ist das Gewebe fehlerhaft, wenn auch nur ein Einschlag fehlt. Da der Mensch sein Leben und dessen Inhalt dem größeren Erdengebilde verdankt, selbst nur ein Theil davon, so ist eine wirklich umfassende Geschichtsschreibung nur möglich mit Hilfe der Erkenntniß aller Kräfte, die auf den Gang der Dinge bestimmend einwirken. Diese Erkenntniß hat uns die Anthropogeographie vermittelt; und der Meister dieser Wissenschaft heißt Friedrich Nagel.*)

Wenn ich mit wenigen Worten meine Stellung zu den Leistungen präzisiren soll, die Nagel in rascher Aufeinanderfolge seit einer Reihe von Jahren

*) Anthropogeographie. Erster Theil: Grundzüge der Anwendung der Erdkunde auf die Geschichte vom Dr. Friedrich Nagel, Professor der Geographie an der Universität Leipzig. Zweite Auflage. (Theil der von dem selben Autor herausgegebenen „Bibliothek geographischer Handbücher“. Verlag von Engelhorn, Stuttgart, 1899.)

geboten hat, so darf ich Strabons Worte wiederholen: „Wie wir bei kolossalen Werken nicht auf die Einzelausführungen sehen, sondern mehr das Ganze darauf prüfen, ob es in seiner Gesamtheit schön sei, so muß auch hier gerurtheilt werden; denn es handelt sich um eine Kolossurgie, die darlegt, wie das Große sich verhält, das Ganze.“ Das von Razel errichtete Gebäude wird noch lange bestehen und bewohnbar sein. Daß sein Erdgeschos — die erste Auflage des ersten Bandes der Anthropogeographie von 1882 — modernen Ansprüchen nicht mehr genügt, beweist nichts dagegen. In solchen Fällen werden einige starke Stützen angebracht, Veraltetes wird durch Neuzeitiges ersetzt, weitere Obergeschosse werden nach Bedürfniß über dem selben Fundament aufgethürmt, — und das Haus ist wohnlich, wohnlicher als zuvor. Ich darf dafür ein schlagendes Beispiel anführen: Razel hatte in seiner münchener Thätigkeit am Polytechnikum, bei der Heranbildung von Geographielehrern, die zugleich auch Lehrer der Geschichte sein sollten, den Antrieb empfunden, seine durch Moritz Wagners Migrationstheorie stark beeinflusste Auffassung der Geschichte als einer großen Summe von Bewegungen schriftlich wiederzulegen. Bald ergab sich die weitere Nothwendigkeit, dem Buche von 1882 eine Fortsetzung zu geben. Diesem 1891 erschienenen zweiten Bande der Anthropogeographie blieben herbe Kritiken und heftige Angriffe nicht erspart. Nun galt es, für einen Theil der Aufstellungen — so weit sie nämlich in das Gebiet der politischen Geographie fielen — die Probe auf die Richtigkeit der eigentlichen Grundlage zu machen: und so entstand 1897 die „Politische Geographie“, die ein bisher ganz unwissenschaftlich behandeltes Feld zum ersten Male wissenschaftlich anbaute. Dadurch läuterten sich aber wieder die Ansichten über die Eigenschaften und Gesetze der Lage und des Raumes; der Stoff konnte straffer gespannt, systematischer gegliedert und weiter entwickelt werden. So versteht man, daß die in der ersten Auflage unentbehrlichen Betrachtungen über die Stellung der Geographie im Kreise der Wissenschaften ausscheiden mußten und daß das eine besondere Behandlung erfordernde Thema „Natur und Geist“ der späteren Bearbeitung vorbehalten blieb. So auch — gegenüber dem Verzicht auf manches jetzt in der „Politischen Geographie“ enthaltene Material — das schärfere Umschreiben der Lage, das eingehendere Erörtern der Grenze, das längere Verweilen bei den „Völkerbewegungen“: alles Das Bausteine zu einer künftigen, umfassenden Biogeographie. Und wie er einst die lineare Auffassung von der Grenze als Erster entschieden zurückwies, so ist er auch heute noch der Pfadfinder, wenn er z. B. im dritten Kapitel von den Völkerbewegungen statt des Wortes „Weg“ den bezeichnenderen Ausdruck „Durchgangsland“ oder „Ubergangsgebiet“ vorschlägt, oder wenn er, um den Wirkungen des Meeres in das Land hinein gerecht zu werden, die Forderung aufstellt: „Der Begriff Küstenentwicklung muß seine Ergänzung finden durch

den Begriff Stromgliederung, wenn er nicht lahm bleiben soll.“ Ueberall begegnet uns der selbständige Denker, der seine Aufgaben energisch erfasst und die Wissenschaft vorwärts treibt: ein kühner Fechter. Fällt einmal auch ein Hieb daneben, so heißt es doch mit Recht: Fors juvat audentes. Gequältes Philosophiren über das Wie, Wozu und Wohin ist Razels Sache nicht. Er hält es da mit Johannes von Müller: „Die That muß lehren. Ich bin wie der alte Bietzen: raisonneire wenig über Plan; wenn es aber zum Werke geht, bin ich da.“

Damit ist zugleich ein zweiter Vorzug razelschen Forschens angedeutet. Man könnte den vorhin gebrauchten Ausdruck von der „Erkenntniß jener Kräfte, die auf den Gang der Dinge bestimmend einwirken“, dahin mißverstehen — und das Mißverständnis ist nicht selten —, als ob die Wissenschaft, die sich um jene Erkenntniß bemüht, damit das Welträthsel lösen wolle. In seinen „Briefen und Skizzen“ äußert Karl Gupkow einmal, die Ereignisse, in ihren Urquellen erfasst, die Thaten, in ihren Beweggründen erkannt, spotteten alles Menschenwises, der sie erklären und auf seine Weise deuten wolle. Damit verfällt er gerade in den Irrthum, den ich meine: er verwechselt Kausalität mit Finalität. Ich kann sehr wohl trachten, die Ursachen der geschichtlichen Thaten und Ereignisse zu erforschen; und die darauf verwandte Mühe wird in vielen Fällen ihren reichen Lohn finden. Aber ich bin dabei weit davon entfernt, „in das Weltall Vernunft bringen zu wollen.“ Um das Universum zu messen, dazu reichen die Fähigkeiten und der beschränkte Standpunkt des Menschen ein für allemal nicht aus: „Die Vernunft des Menschen und die Vernunft der Gottheit sind zwei sehr verschiedene Dinge.“ (Goethe, Gespräch: mit Eckermann.) Das hat Razel nie vergessen; und darum kann man von ihm so viel lernen. Er reißt nicht hin, aber er überzeugt; daher hat er direkt und indirekt wie kaum ein zweiter Hochschullehrer Deutschlands auf die Jüngeren gewirkt. Man prüfe nur das Verzeichniß von Schriften, die sich mit der Anthropogeographie und einzelnen ihrer Theile kritisch oder weiter bauend befassen, im Anhange seines Buches. Es ist eben so charakteristisch wie ehrenvoll für ihn, daß dieses Verzeichniß inzwischen schon unvollständig geworden ist: so enthalten die kürzlich erschienenen vorjährigen Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig eine umfangreiche Abhandlung zur geographischen Lage und eine andere zur Verkehrsgeographie und unter „Vollskizze“ wäre vielleicht noch die freiburger Dissertation von E. Uhlig nachzutragen. Wie sehr Razels Ideen auch außerhalb der Fachwissenschaft bereits Wurzel geschlagen haben, Das beweist Ludwig Stein durch einen kürzlich publicirten Aufsatz: „Philosophie des Friedens“. Darin finde ich Ausdrücke wie: Nationen mit exponirten Grenzen und ungünstiger geographischer Konstellation, wieder andere mit strategisch von der Natur bevor-

zugten Schanzen und Wällen; die Verschiedenheit von Klima, Bodenbeschaffenheit und somatischen Bedingungen und Vergleichen mehr. Und wenn der berner Professor die Lösung der Aufgabe, einen allgemeinen Berthungsmaßstab ausfindig zu machen und dabei das „organische Wachsthum“ der Nationen als besonders wichtigen Untersuchungsgegenstand heranzuziehen, von der politischen Geographie fordert, so rechnet er zu ihren Vertretern außer den Fachgelehrten auch die Diplomaten. Damit tritt er vollständig meinen Ausführungen in der „Zukunft“ vom zwölften März 1898 bei, wo ich darauf hinwies, daß Niemand mehr Veranlassung habe, sich mit den Büchern des leipziger Geographen ernstlich zu beschäftigen als die Herren, die berufen sind, der auswärtigen Politik der Völker zu dienen und ihre freund- oder feindnachbarlichen Beziehungen zu einander zu übermachen. Freilich, ob wir in der Praxis schon so weit sind? Als unverbesserlicher Optimist hoffe ich, es doch noch zu erleben.

In der Sitzung der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig vom fünften Februar 1898 stellte Nagel den Satz auf: „Der Ursprung eines Volkes kann immer nur geographisch vorgef.:-lt werden.“ Das erscheint paradox, wird aber sofort annehmbar, wenn man sich klar macht, daß die Antwort auf die Frage nach dem Ursprung eines Volkes eine Thatsache der mechanischen Biogeographie in geographischem Gewand ist, weil sie in der Bestimmung dreier geographischen Räume gipfelt: eines Ursprungs- oder Ausgangsgebietes, eines Wander- oder Durchgangsgebietes und eines Wohn- oder Niederlassungsgebietes. Da die ganze Beziehung des Beweglichen zu seinem Boden Gegenstand der Geographie ist, so gehört — und Das ist eine neue Forderung — auch die Lehre von den Völkerbewegungen der Anthropogeographie an. Diese Bereicherung der Methode hat im zweiten Abschnitte der „Anthropogeographie“ Platz gefunden; und da stießen wir auf den erweiterten Satz: „Der Ursprung eines Volkes kann immer nur geographisch vorgestellt und auch nur geographisch erforscht werden.“ Gegen diese Erweiterung möchte ich aber insofern Einspruch erheben, als sie mindestens geeignet ist, ein Mißverständnis hervorzurufen. Sie läßt sich prima facie nicht anders verstehen, als daß überhaupt nur der Geograph berufen sei, in das Problem des Ursprungs der Völker einzubringen. Ich glaube jedoch nicht, daß Das wirklich gemeint war; denn daß zur Lösung jener Frage außer linguistischen und sozialen Merkmalen auch die historischen Ueberlieferungen herangezogen werden müssen, wenn man von dem unsicheren Boden der Hypothese auf einigermaßen festen Grund gelangen will, leuchtet ohne Weiteres ein. Mit geographischen Beobachtungen allein ist nicht viel zu erreichen. Daher lehnt Nagel die Versuche, den Ursprung eines Volkes dort zu suchen, wo es heute am Weitesten verbreitet ist, oder dort, wo es heute am Dichtesten steht, als zu gewagt ab. Wollen wir zum Beispiel

den Gang der Besiedelung Nordamerikas ergründen, so wird es uns von vorn herein als großer Gewinn erscheinen, daß zuverlässige Geschichtsschreiber darüber berichten. Der Geograph würde, sich selbst überlassen, schwerlich den wirklichen Hergang reproduzieren können. Diese von der Geschichte ausgehende Belehrung erkennt auch Nagel ausdrücklich an. Damit ist das allein richtige Verhältnis der beiden Disziplinen zu einander gewonnen: sie schließen einander nicht aus, sondern unterstützen sich gegenseitig. Vollen Erfolg verbürgt erst die Anwendung der geographischen Daten auf die historischen Zeugnisse.

Dem Lesern dieser Zeitschrift ist es bekannt, daß ich aus dem eben skizzirten Ideenkreis heraus an das Unternehmen einer „Weltgeschichte“ gegangen bin. Da dürfte es interessieren, zu hören, welche Forderungen Nagel an eine wirkliche Universalhistorie stellt: „Die Weltgeschichte muß allumfassend sein.“ Die Geschichte dürfe nicht länger auf den Bezirk Europas und der Mittelmeerländer beschränkt bleiben. Nachdem Heinrich Barth gelehrt habe, daß auch die Völkerbewegungen Centralafrikas ihre Geschichte hatten, könne das Gesamtbild der Menschheitsgeschichte nur durch Einbeziehung auch der Stoffe verwirklicht werden, die bis jetzt absichtlich vernachlässigt worden seien. Eine Geschichtsphilosophie, die Das verneint, stellt somit einen zurückgebliebenen Zustand dar; oder, wie Nagel herb, aber gerecht urtheilt: „Kant that die ersten Schritte auf einem Abwege, den Fichte, Schelling und Hegel bis zu einem geographisch absurden Punkte verfolgten“. Ich für mein Theil betrachte es als eine besondere Gunst des Schicksals, daß es mir vergönnt ist, Schulter an Schulter mit einem Manne wie Nagel dafür zu kämpfen, daß der „bis zur Ungerechtigkeit gehenden Verblendung gegenüber der Natur der Dinge“ das längst verdiente Ende bereitet werde.

Leipzig.

Dr. Hans F. Helmolt.



Ernst Haeckels Arbeitstätte.

Ein Flußthal fast wie bei Florenz . . . Jedes Thal ein kleines, hübsch „beschränktes Ganze und wiederum das Ganze so frei und vielseitig wie ein freier und vielseitiger Mensch“ . . . Das ist der Eindruck, den der Kirchenhistoriker Karl Hase von Jena empfing und so ist Jena vielen von Denen erschienen — fördernd und beruhigend zugleich —, die innerhalb dieser Bergumkränzung sich ihr Arbeitsfeld bereitet haben. Lange Zeit bewahrte diese Stätte, erst seit wenig mehr als zwei Jahrzehnten mit dem

Schienenney verbunden, ihre idyllische Besonderheit. Dann wurde das alte Kleid der Hochschule doch an allen Ecken zu knapp. Besonders die anspruchsvollen Naturwissenschaften, die sich seit etwa der Mitte des Jahrhunderts den Geisteswissenschaften gleichberechtigt an die Seite geschoben und ihre Ebenbürtigkeit durch verblüffende Siege erwiesen hatten, waren den alten Kliniken und Auditorien, Instituten und dem traditionellen Lehrapparat entwachsen. Man braucht kein Fachgelehrter zu sein, um herauszufühlen, daß der moderne Geist auch im Bereich der Hochschule aus Denkmethode resultirt, die durch das Eindringen der aus den Naturwissenschaften entfloffenen Anschauungen wenigstens einigen gemeinsamen Boden haben. Konnte Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation“ als eins der Ziele nationaler Erziehung den Satz aufstellen: „In der Regel galt bisher die Sinnenwelt für die rechte, eigentliche, wahre und wirklich bestehende Welt, sie war die erste, die dem Zögling der Erziehung vorgeführt wurde . . . Die neue Erziehung kehrt diese Ordnung gerade um. Ihr ist nur die Welt, die durch das Denken erfasst wird, die wahre, wirklich bestehende Welt“, — so geht die moderne Naturerkenntnis wieder von der wimmelnden Zahl der sinnensälligen Einzelercheinungen aus, um zu einem geschlossenen Weltbild zu gelangen. Als Darwin Ende der fünfziger Jahre sein Werk „On the origin of species by means of natural selection“ hinaus sandte, wurden die neuen, weltumwälzenden Gedanken bald Gemeingut der gesammten Kulturwelt. Stellte sich doch auf einmal eine Möglichkeit dar, die gesammte Natur als ein geordnetes Ganzes zu begreifen und darzustellen, — eine Möglichkeit, die noch der greise Humboldt nur als „denkbar“ für die Zukunft hinzustellen, sich begnügen mußte. Wirklichkeit konnte sie erst werden, als die Zeit erfüllt war, d. h. als die technischen und physikalischen Hilfsmittel, eins nach dem anderen, gefunden und eine Wissenschaftsprache herausgebildet worden war, die sich den neuen Begriffen in einer bis dahin ungeahnten Formenfülle und elastischen Schmiegsamkeit zur Verfügung stellte. Gedanken und Formeln, wie die „natürliche Auslese“, „der Kampf um das Dasein“ und ähnliche, wurden volksthümlich und selbst auf ganz abliegende Lebensverhältnisse angewandt: so glücklich faßten sie ganze Gedankenreihen in sich zusammen.

Der sogenannte „Darwinismus“ bildet bekanntlich einen der wesentlichsten Ausgangspunkte von Haeckels Arbeitmethode und Forschungsergebnissen. In einer der schönsten Vorstädte Jena's, mitten in Grün und Stille, liegt das stattliche Institut, in dem Ernst Haeckel das Centrum seines Lebens und seiner Thätigkeit gefunden hat, bewundert in den Resultaten seiner Einzelarbeiten wie im enthusiastischen Flug seiner kühnen Hypothesen. Vielfach sind zwar seine Folgerungen auch angegriffen worden, — von den Einen, weil die Kette der Beobachtungen bisher nicht lückenlos geschlossen ist und einzelne Zwischenglieder fehlen, von An-

deren, den Kronenwächtern und Tempelhütern der philosophischen Weltanschauungen, weil diese auf empirischem Wege gewonnene, materialistische Welt der Naturbetrachtung ihnen nach wie vor nur als sekundär an Bedeutung erscheint. Unter den Gleichstrebenden und bei der großen Gefolgschaft der Jünger, die in seinen Spuren wandeln, genießt Haeckel aber eine ganz einzig dastehende Bewunderung. Das verdankt er zum Theil auch seiner Persönlichkeit; und von dieser, der genialisch künstlerischen Seite seiner Natur, giebt das Institut ein treues Abbild. Gleich beim Eintritt in die Flurhalle fallen sechs Tafeln auf: sie tragen in Lapidarschrift die Namen Aristoteles, Linné, Lamarck, Cuvier, Johannes Müller und Darwin; es ist das Glaubensbekenntniß des genius loci. Darwins Haupt, mit dem Lorber gekrönt, findet man auch in der Bibliothek. Hier erwartet den Besucher aber eine Enttäuschung: Haeckels Marmorbüste vom Bildhauer Kopf in Rom. Der schmal und vornehm geformte, schöne Gelehrtenkopf ist es ja, aber zu kalt und konventionell, doch mehr nur die leere Form. Vom freudigen Leuchten der Augen, von der unverweklich heitern Jugendlichkeit der Stirn, vom geistreichen Leben des Mundes kaum eine Spur; und doch sind Das prägnante Züge in Haeckels Erscheinung und daher schnell zu erfassen. Alle Wände des Treppenhauses sind mit Bildern nach Haeckels Aquarellen bedeckt, mit Tropenlandschaften, unheimlichen Riesensteletten und dazwischen Exemplaren der geliebten Meeresfauna. Da sind in riesenhafter Vergrößerung die von ihm in reichster Fülle gesammelten Radiolarien, Rhizopoden oder Wurzelfäßer, Organismen mit niedrigsten Lebensfunktionen, die kalkige oder kieselhaltige Skelette von unglaublicher Mannichfaltigkeit und Feinheit ausscheiden. Diese Körperchen, die tausendfältige Zweiglein, Spörchen und Spizchen in symmetrischer Anordnung zu den phantasievollsten sternartigen Gruppengebilden zusammenfügen, sind mikroskopisch kleine Wesen und bevölkern zu Myriaden die südlichen Meere. Ein münchener Kunstblatt glaubte kürzlich, eine Neubefruchtung aller ornamentalen Künste durch diese Radiolarienformen prophezeien zu dürfen. Ist doch der gesammte Ornamentenschatz der Welt einzig aus Naturbeobachtung hervorgewachsen. So wäre nichts näher liegend, als der durch die vervollkommeneten Mikroskope neu erschlossenen Formenwelt auch neue Motive für die bildende Kunst abzugewinnen, zumal in einer Zeit, die auf allen Kunstgebieten Neubelendung und Stillweiterung sucht. Das Institut selbst hat damit schon einen bescheidenen Anfang gemacht und seine Vassons mit farbenprächtigen Siphonophoren, Staatsqualen (staatenbildenden Ansammlungen von Nesseltieren in symmetrischen Gruppen) geschmückt, selbstverständlich — wie es sich dort gehört — in puris naturalibus, ohne künstlerische Umstilisierung. Auditorien, Bibliothek und Arbeitsäle mit ihren Fluthen von Licht stehen natürlich auf der Höhe heutiger Bedürfnisse. Mit besonderer Spannung tritt man aber in das zoologische Museum: hier erwartet auch der

Lair, Etwas von den Wundern der Entwicklung der Arten aus gemeinsamen Ursprüngen kennen zu lernen. Da ist zunächst das Riesenmodell einer Gastrolarve, jener Keimform, die, wenn auch vielfach modifizirt, in der Entwicklungsgeschichte aller Thiere, mit Ausnahme der niedrigsten Urthiere, anzutreffen ist. Da sind jene kleinen Uebergangsgeschöpfe, Schnabelthiere und deren Abart, die Ameisenigel, dunkelpelzige oder eigentlich mehr dunkelborstige Bierfäßler, die in den Uferlöchern australischer Gewässer leben, walnußgroße schwärzliche Eier legen, diese Eier ausbrüten und die noch unvollkommen entwickelten Jungen im Beutel bei sich tragen und säugen. Da ist — vom Laienstandpunkt aus betrachtet, den die Einzelercheinung um so stärker frappirt, als ihm das gefegmäßige Gesamtgefüge fremd ist — eine andere Seltsamkeit: australische Lurche, sozusagen Fischamphibien, die, wenn der Fluß reichlich Wasser hat, durch Kiemen athmen und sich während der Dürre im feuchten Schlamm ihrer Lungen bedienen. Wer dächte bei solchen offenbaren Uebergangsformen nicht an jene rudimentären Organe und Organüberbleibsel, die sich bei vielen Thieren und auch beim Menschen aus früheren Entwicklungsphasen her erhalten haben und außer Gebrauch gerathen, verkümmert, aber nicht völlig verschwunden sind. Vielfach sind sie auch noch in einem frühen Stadium embryonaler Entwicklung vorhanden und verschwinden dann bei fortschreitender Ausbildung und können nicht mehr nachgewiesen werden. Das hauptsächlichste und gewichtigste Beweis- und Lehrmaterial für die entwicklungsgeschichtlichen Fundamentalsätze, deren einen — das biogenetische Grundgesetz — Haeckel in die allbekannte Formel gebracht hat: „Die Entwicklung des Individuums ist die abgekürzte Wiederholung seiner Stammesgeschichte“, steckt aber in den Tausenden von mikroskopischen Präparaten. Diesen werthvollen Besitz des Institutes hat Haeckels Forscherlust auf seinen großen Reisen durch Indien, Algier, Portugal, Madeira, und wo immer er sich besondere Ausbeute versprach, auf eine stattliche Höhe gehoben. Auch wer schlechthin nur sein Auge ergötzen will, wird zwischen diesen Gassen von Glaskränken und Schreinen jeden Augenblick gebannt stehen bleiben. Die Füllhornform der Eupletella (Venus Blumentorb) spottet der zartesten brüßeler Spitzen. Die weichen Hyßfußfäden eines Drüsensekretes der Pineamuscheln liegen als goldbraune Seide verwoben da. Eine Sammlung von Protozoen (Urthieren), bis zur Mitte des Jahrhunderts für Muscheln und Schneckengehäuse gehalten, als welche sie dem Unkundigen allerdings erscheinen konnten, gemahnt an vergilbte Elfenbeingebilde aus Kunstklammern. Eben so bedeutend soll die Bibliothek sein, die Haeckel fortwährend bereichert, besonders durch die Tausende von Dissertationen, Separatabdrucken, Festschriften und Monographien, die aus allen Ländern eingehen. Auch sonst fehlt es nicht an Zeichen der Verehrung; unabhängiger von der Rücksicht auf Geldmittel hat wohl selten ein deutscher Gelehrter dagestanden. Schenkungen und Vermächtnisse für die Zwecke der bio-

genetischen Forschung entstammen aus der Millionenerbschaft der Gräfin Dose; ein reicher Schweizer, Herr Paul von Ritter, hat ein beträchtliches Kapital und eine eigene Professur gestiftet, aber deren Besetzung Haedel selbständig verfügt. Daß dem edlen Geber mit der Würde des Ehrendoktors gedankt wurde, ist nur recht und billig: der Wege sind mancherlei, auf denen die Sterblichen zu den Göttern aufsteigen. Nicht ganz so verständlich ist der Standpunkt des Malers Gabriel Max, der in der Mehrzahl seiner Bilder einer schwärmenden, visionären Uebersinnlichkeit huldigt. In dem absonderlichen Gemälde, das er Haedel zugeeignet hat — in Anordnung und wunderlicher Beseelung gemahnt es fatal an eine „Heilige Familie“ —, will er den Uebergang aus der Thierheit zum Menschenthum darstellen. Noch sehen wir die kurzbeinigen und hänggebäuchigen Bierhänder in aller ihrer Leiblichkeit, aber in der sinnenden Schwermuth des „Adams der natürlichen Schöpfungsgeschichte“ und im Mutterchaftspathos des Weibchens sind Weltkummer und andere moderne Unerfreulichkeiten einer beunruhigten und überfeinerten Psyche antizipirt. Die „vom Bau“ denken wohl nüchterner.

Ernst Haedel wurde um die Mitte der dreißiger Jahre in Potsdam geboren und hat sich bei aller Kathederschulung ein gelegentliches Restchen vom heimischen Dialekt, sozusagen das Arom nur eines Dialektes, bewahrt. Und auch noch einige andere Elemente besonderer heimischer Art. Wenn man ihn als Redner beobachtet, muß man unwillkürlich des theuren Fontane gedenken, der alles Märkische so famos nachempfinden und ausdeuten konnte. Die vielgeübte Akademikerkunst, durch klugen Aufbau und diplomatisch langsame Entwicklung rednerischer Perioden die Seelen jugendlicher Hörer in beliebigem Tempo auf irgend einen Höhepunkt zu führen, strebt Haedel daher wohl kaum jemals an. Er spricht immer zur Sache, besonders vor Laien, er plaudert — wenn der Ausdruck erlaubt ist — zur Sache. Er ist trotz seinen Jahren rasch und schlant geblieben und die hochliegende Stimme klingt merkwürdig jung. Durch freundliches Lächeln und vieles heitere Lachen haben sich bei ihm die sympathischen, feinen Fältchen an den äußeren Augenwinkeln gebildet, die nur sehr sanguinischen und phantasievollen Menschen von der Zeit mit ihrem, meist so schonungslosen Griffel ins Antlitz gezeichnet werden.

So, als das Bild Eines, der guten, glücklichen Wind in den Segeln seines Schiffes hat, wird die Erinnerung an Ernst Haedel in den Annalen der Universität Jena fortbestehen.

Jena.

Elise Franken.



Die Aussperrung in Dänemark.

Die kürzlich beendete große Aussperrung in Dänemark hat über drei Monate gedauert und ungefähr 30 000 Arbeiter (sämmtliche Baugewerbe, Schmiede und Maschinенarbeiter) betroffen: eine für die Größe des Landes ungeheure Zahl.

Rein Wunder, daß diese Bewegung überall Aufmerksamkeit erregt hat. Es war kein gewöhnlicher Lohnkampf, es war vielmehr ein Vorpostengefecht, in dem die internationale Sozialdemokratie auf dänischem Boden einen wichtigen Punkt der allgemeinen volkswirtschaftlichen Ordnung, das Recht des Arbeitgebers, selbst in seinem Betrieb die Arbeit zu leiten und zu vertheilen, zu bestreiten versuchte.

Bis 1857 waren die Gewerbetreibenden korporativ organisiert, d. h. in Zünften mit einer rechtlichen Gliederung in Meister, Gesellen und Lehrlinge. Die Meister waren die Vollgenossen, die Gesellen und die Lehrlinge Schutzgenossen der Zunft. Zwar hatten die Gesellen auch ihre spezielle Organisation, diese bestand aber nur als eine Ergänzung der Zunft und beschäftigte sich hauptsächlich mit dem Unterstufungswesen. Das Ganze bildete eine berufsmäßige Zwangsorganisation unter obrigkeitlicher Regelung nach den gewöhnlichen Maximen der merkantilistischen Gewerbepolitik. Unter den damaligen, kleingewerblichen Verhältnissen waren die Gewerbetreibenden mit dieser Ordnung zufrieden: die Meister waren zu Rücksichtnahme verpflichtet, beide Parteien empfanden die gegenseitige Solidarität und die Gesellen waren durch die ihnen aufgedrungene Selbsthilfe gegen Noth als Folge unverschuldeter Arbeitslosigkeit geschützt.

Eine Generation doktrinäer Liberalen zerstörte rücksichtslos diese Organisation durch das Gewerbegesetz von 1857. Die alten Verbindungen wurden aufgelöst, neue, zeitgemäße Gesellenkorporationen zur Wahrung der besonderen Berufsinteressen der Arbeiter wurden aber nicht geschaffen. Und vorläufig standen also die Arbeiter den Arbeitgebern ziemlich schutzlos gegenüber.

Gleichzeitig begann die soziale Entwicklung, die den Kleinbetrieb durch den Großbetrieb verdrängte und die von der Massenproduktion bedingte moderne gewerbliche Arbeitsteilung schuf.

Unter solchen Verhältnissen hatte die sozialdemokratische Agitation, die sich in Dänemark nach dem deutsch-französischen Krieg und nach der Zeit der pariser Commune seit 1871 ausbreitete, von vorn herein gewonnenes Spiel. Die ersten Ausstände wurden organisiert; die durch den Aufschwung der Industrie ermöglichten Lohnverbesserungen wurden als die Ergebnisse der Arbeit der Sozialdemokratie hingestellt und die Arbeiter organisierten sich unter der rothen Fahne in eigentlichen Interessentendverbänden, die aus Arbeitern des selben Gewerbes bestehen, um durch Fürsorge für ihre Mitglieder bei eintretender Arbeitslosigkeit, einerlei, ob sie aus Mangel an Nachfrage oder aus Arbeitseinstellung hervorgegangen wäre, die gemeinsamen Interessen zu vertheidigen.

Hier liegt immer noch die Wurzel des Übels: es ist die Sozialdemokratie, die die von den staaterhaltenden Parteien vernachlässigte Aufgabe der Organisation der Arbeiter mit Erfolg gelöst hat. Den dänischen Industriearbeitern gilt dadurch der Sozialismus als identisch mit Arbeiterschutz, Hebung der Klassenlage der Arbeiter und Antheil der Arbeiter an den Segnungen der Civilisation.

Gestützt auf die so gewonnene Autorität, suchten die politischen Führer

der Arbeiter mehr und mehr die Arbeitgeber bei Seite zu schieben; und zwar auch in allen rein gewerblichen Fragen. „Die Arbeitgeber sind ein überflüssiges Zwischenglied zwischen Produzenten und Käufern, gesellschaftliche Parasiten.“ Diese revolutionäre Ansicht von der Parasitenrolle der Unternehmer im Haushalt des ganzen Volkes ist der Kernpunkt der heutigen sozialen Kämpfe. Daß der Unternehmer, weil er auf seine Rechnung und Gefahr technisch und wirtschaftlich bestimmt, was und wie viel alljährlich zur Deckung des Gesamtbedarfes produziert werden soll, weil er die Verantwortung für jeden begangenen Fehler selbst und allein trägt, deshalb auch das Recht der Betriebsleitung unbeschränkt für sich in Anspruch nehmen muß, ist aber das soziale Grundgesetz, das den organisierten Arbeitgebern als die Schanze erscheinen mußte, die sie nimmermehr in Feindeshand fallen lassen durften. Und als die dänischen Arbeiter dieses Grundgesetz praktisch angriffen, thaten sie einen Schritt weiter als je ihre Kameraden im Auslande; deshalb hat der geführte Kampf auch eine internationale Bedeutung.

Im Jahre 1878 wurde formell die Leitung der Gewerksvereine von derjenigen der politischen sozialdemokratischen Partei geschieden; materiell war aber diese Trennung bedeutungslos. Gleichzeitig wurden die Furchen zwischen der konservativen Rechten und den Liberalen mit großer Beschicklichkeit von den Sozialisten ausgebeutet und dank der Kurzsichtigkeit der Linken eroberten sie die Hauptstadt und auch alle anderen größeren Städte. Im Jahre 1898 fühlte man sich, nachdem eine alle lokalen Vereine umfassende Verbandsorganisation unter dem in Kopenhagen lebhafte Gewerksvereinsrath gebildet worden war, bereits stark genug, um die Identität der dänischen Sozialdemokratie und der Gewerksvereine offen zu proklamieren. Und in der Manifestnummer des sozialistischen Hauptorganes von 1899 findet man eine Karte von Dänemark; sie war mit rothen Punkten wie übersät und in der beigefügten Erklärung hieß es: „Jeder rothe Punkt ist der Sitz eines Vereines; man wird im Ganzen 952 finden. Von diesen 952 Vereinen, die zu unserer Partei gehören, haben 239 politischen und 713 gewerblichen Charakter. Die Farbe ist überall die selbe; denn in Dänemark existirt keine Arbeiterorganisation, die nicht rein sozialistisch wäre.“

Das sind Fortschritte, die das Selbstgefühl der Arbeiter mächtig steigern mußten; und die Folgen davon gaben sich in einer Reihe von Ausständen kund. Durch unaufhörliche Reibungen gerieth die Stabilität des Erwerbslebens ins Schwanken, Ausstände wurden aus den winzigsten Anlässen beschlossen und arteten zu einer wahren Manie aus; und immer deutlicher trat in diesen Kämpfen das Bestreben der Gewerksvereine hervor, nicht nur ökonomische Vortheile zu erringen, sondern, die gewerbliche Autorität der Arbeitgeber systematisch zu erschüttern und den Schwerpunkt der Betriebsleitung von den privatwirtschaftlichen Unternehmern in die Gewerksvereine zu verlegen. Endlich sahen die Arbeitgeber die Nothwendigkeit ein, gleichfalls Organisationen zu bilden, um ein Gegengewicht zu schaffen. Im Jahre 1896 schlossen sich die kopenhagener Baugewerbeunternehmer zu einem Verein zusammen, im Jahre 1896 wurde er auf die Unternehmer der Provinzstädte ausgedehnt und den Schlußstein setzte im Frühling 1899 die Bildung des sogenannten Arbeitgebervereines, der alle Gewerbe von einiger Bedeutung umfaßt.

Jetzt standen also zwei große Hauptorganisationen — die der Arbeiter und die der Arbeitgeber — einander gegenüber.

Zum Monat April 1899 brach im Tischlergewerbe ein Konflikt aus, der diesen Organisationen zur Behandlung und Entscheidung überwiesen wurde. Durch Nachgiebigkeit der Arbeitgeber gelang aber eine Verständigung und der betreffende Vertrag wurde am fünfzehnten April von den Vertretern beider Hauptorganisationen unterzeichnet; vorbehalten war — wie üblich — die nachträgliche Ratifikation durch die lokalen Vereine auf beiden Seiten. Für die Arbeitgeber war dieser Vorbehalt eine bloße Formalität, aber für die Arbeiter lag die Sache anders. Die Centralleitung besaß weder die Macht noch genügende Autorität, um der von den Hauptorganisationen getroffenen Uebereinkunft Anerkennung zu verschaffen. Wie der Hauberlehrling Goethes vermochte sie nicht mehr die Kräfte zu bannen, die sie selbst herbeigerufen hatte.

Darauf erließen die Arbeitgeber ein Manifest, das in acht Paragraphen ihre Forderungen zusammenfaßte. Sie verlangten prinzipiell, die Hauptorganisationen beider Parteien sollten die Durchführung und gewissenhafte Befolgung aller getroffenen Uebereinkünfte garantiren. Ferner: die Centralleitung der Arbeiter solle das Recht der Meister, die Arbeit nach Gutdünken zu vertheilen und zu leiten, anerkennen. Die Veröffentlichung der in diesen Paragraphen formulirten Forderungen mußte natürlich ein gewisses Erstaunen erregen. Waren das denn nicht Selbstverständlichkeiten? Ruhte darum erit gekämpft werden?

Die Forderungen der Arbeitgeber wurden von der Führerschaft der Arbeiter aberndweg als „unannehmbar“ bezeichnet und Verhandlungen darüber scharf abgelehnt. So kam es zu der Aussperrung, als der ultima ratio der Arbeitgeber, die am vierundzwanzigsten Mai erklärt wurde. Der Versuch, durch ein freiwilliges Einigungsamt den Streit zu schlichten, mißlang. Die Arbeit wurde auf allen Bauplätzen, in allen Werkstätten sistirt, — und die Ausshungerung begann. Die Arbeiter vertrauten auf die für künftige Ausstände ausgesparten Mittel in den Kassen der Gewervereine und auf die Hilfeleistung der ausländischen Genossen. Die von der deutschen und schwedischen Sozialdemokratie gesammelten Beiträge waren aber im Verhältniß zu den kolossalen wöchentlichen Ausgaben lächerlich gering; und die englischen Arbeiter, auf die man die größten Hoffnungen gesetzt hatte, versagten ganz. Die Arbeitgeber dagegen verfügten von Anfang an über weit bedeutendere Mittel, standen solidarisch zusammen und hatten, wie immer in solchen Tagen, den Vorthcil, keine baren Unterstühungen aufbringen zu müssen. Nach Ablauf von elf Wochen sahen die Arbeiterführer bereits ein, daß sie nachgeben müßten. Die von den Arbeitgebern aufgestellten Forderungen wurden zur Basis eines Uebereinkommens gemacht und es konnte scheinen, als ob der Konflikt zu Ende sei. Aber noch einmal wurden die sozialdemokratischen Führer von den erbitterten Massen, die mit Siegeshoffnungen gegängelt worden waren, desavouirt.

Der Vertrag wurde zerrissen; und die Arbeitgeber antworteten darauf mit einer Ausdehnung des lock out auf das Schneidergewerbe und einige andere kleine Berufe, im Ganzen auf 10 bis 15000 Arbeiter mehr. Da endlich war die Grenze der ökonomischen Widerstandsfähigkeit der Arbeiter erreicht. Am ersten September einigten sich die Vertreter beider Hauptorganisationen und ein „Friede-Vertrag“ wurde in „Friede-Verträgen“ durch, von die von den Arbeitgebern aufgestellten Forderungen im Großen und Ganzen

bewilligt wurden. Gleichzeitig wurde Ludwig Bramsen, der das schon erwähnte Einigungamt geschaffen hatte und früher als Abgeordneter erfolgreich für die Unfallversicherung für die gewerblichen Arbeiter thätig gewesen war, zum Minister des Innern ernannt. Diese Ernennung verheißt eine neue Aera der Sozialpolitik und läßt hoffen, daß ähnliche Katastrophen in Zukunft nicht wiederkehren werden. Schon in der nächsten Zeit soll eine Gesetzesvorlage die Errichtung eines ständigen Schiedsgerichtes anbahnen.

Der Versuch der Arbeiter, durch die Gewerkschaften eine sozialistische Ordnung der Betriebsleitung vorzubereiten, ist also mißlungen. Die Arbeiter haben die Macht der neugeschaffenen Organisation der Arbeitgeber in einer für sie sehr empfindlichen Weise erfahren. Wenn sie aber aus dem langen, furchtbaren Kampf jetzt die Lehre ziehen, daß im Rahmen der herrschenden sozialen Ordnung die Arbeiter nicht Alleinherrscher sein können, sondern daß die Verbesserung ihrer ökonomischen Verhältnisse von Kompromissen mit den Unternehmern abhängt, so werden die Opfer von beiden Seiten nicht vergeblich gebracht worden sein.

Kopenhagen.

Julius Schovelin,
Sekretär der Handelskammer.



Sündiges Glück.

Erdrückende Mittagschwüle liegt
Heißbrütend auf dem Feld
Und an einander eng geschmiegt,
Vergessen wir die Welt.

Zum ersten Mal sind wir allein,
Kein Störer uns' beläuscht,
Nur in den Aehren, düsteschwer,
Schläfrig der Mittag rauscht.

Was jagt das Blut so süßlich heiß,
Was pocht das Herz so sehr?
Die Sünde ziehet ihren Kreis
Eng, enger um uns her.

Noch einen Blick so innig warm,
Noch einen Druck der Hand — —
Und juchzend geb' in Deinem Arm
Ich auf den Widerstand.

G. Vogenhardt.



Der Dämon.

Publikum und Staatsanwalt erinnern sich jetzt verspätet daran, daß der verhaftete berliner „Bankier“ Max Arendt schon von Hermann Friedmann, dem weiland Direktor der Rheinisch-Westfälischen Bank und jetzigen Injassen eines schlesischen Zuchthauses, als sein böser Dämon bezeichnet worden war. Arendt war Belastungzeuge in dem friedmannschen Betrugsprozesse, richtiger wäre er vielleicht der Angeklagte gewesen. Die tappende Unsicherheit, die unsere Strafgerichte im Falle Friedmann, in den Fällen Polke und Voemy und beinahe immer bewiesen haben, wenn sie in die Irregärten des Bank- und Börsenwesens einzubringen versuchten, wird auch im Falle Arendt von Neuem bestätigt werden. Staatsanwalt und Richter sind eben von paradiesischer Unkenntniß der Geschäftspraktiken, der Verteidiger versteht ein Wenig davon und der Angeklagte am Meisten; die Zeugen sind theils Fachleute, die nicht gern Alles sagen, theils outsiders, die um so mehr schwagen, je weniger sie von den Dingen wissen. Reicht also schließlich der Arm der Gerechtigkeit nicht sehr weit, so ist er freilich doch lang genug, um einen Schächer zu greifen, auf den alles Volk mit dem Finger zeigt, und ihn auf das Armenlinderbänkchen zu zerren. Daß Max Arendt diesem Schicksal endlich verfiel, ist weniger bemerkenswerth, als daß er einen gewissen Machtfaktor im Mittelpunkt der treibenden Börsenkraft bedeutete. Wie Hermann Friedmann, der mehr als einmal der Sankt Georg der berliner Börse in Baiffe-Nöthen war, griff Arendt wiederholt mit kräftigen Ankäufen ein, wenn die Tendenz zu verflauen drohte. Jedermann wußte, wie er zu operiren pflegte, und kannte so ziemlich die Zukursier, die er der Börse ins Netz legte. Von je her wirkten günstige Nachrichten aus den rheinisch-westfälischen Montanbezirken elektrisirend auf den gesammten deutschen Börsenverkehr in Industripapieren; und mit diesen Belleitäten der Spekulation rechnete Arendt. Natürlich wußte im Grunde Jeder ganz gut, wie wenig seine Ausstreunungen werth waren, aber Das verschlug nichts. Hatte er Recht, nun, so konnte man aus der Voraussicht der Dinge sicherlich auch einigen Nutzen ziehen, und hatte er nicht Recht, so . . . Ja, daß er nicht Recht hatte, glaubte eben Niemand, dem seine Tartarennachrichten nützlich waren. Selbst die großen und vornehmen Banken sind an der Möglichkeit derartiger Existenzen nicht ohne Mitschuld. Hätten sie Das nicht auch sonst hundertmal bewiesen, so würde es allein schon daraus hervorgehen, daß ein vollständig retrirter Mann wie Hugo Voemy wieder im Stande war, Engagements bei ihnen unterzubringen und diese Geschäftsbeziehungen zu einem beträchtlichen Umfang auszubehnen. Natürlich hielten sich die Pharisäer bei Alledem äußerlich von seiner Person fern; trägt er doch ein Brandmal an der Stirn und darf die heiligen Hallen des Börsentempels nicht durch seine Gegenwart entweihen. Dafür kennt aber jeder reguläre Börsenbesucher die Vorderwänner eines Voemy und ähnlicher charmanter Herren und darum üben die selben Banken jüngst auch die Ehrenpflicht, als umfangreiche Exekutionen stattfanden, die sich — im Grunde genommen — gegen solche Klienten richteten,

die Stücke aufzunehmen und dadurch einer förmlichen Verwüstung der Berliner Börse, wie sie lange nicht gedroht hatte, vorzubeugen. Aber trotzdem die Gefährlichkeit dieses Spiels wieder einmal greifbar vor allen Augen stand, wird es sich bei der nächsten Gelegenheit wiederholen und nicht einmal die Acteure werden wechseln. Freilich, das große Publikum draußen, das sich einem Pseudo-vertrauensmann, wie Hugo Voemy, mit solchen Summen in die Hände giebt, daß er an einem Tage für 150 000 Dollars Kanada-Aktien kaufen oder eine Baissé in Türken inszenieren kann, obgleich sich diese Werthe beständig bessern, dieses Publikum weiß ja gar nicht, was ihr „Bankier“ eigentlich treibt, und läßt sich durch die dreiste Reklame eines Revolverblättchens ködern. „Dummheit ist eine Gottesgabe; die soll man lieb haben“, sagt ein süddeutsches geflügeltes Wort. So war Arendt in die Unerfahrenheit eines Cirkusdirektors verliebt, der mit seinem großen Vermögen nichts anzufangen wußte. Ach, das reiche väterliche Erbtheil ist unter den Händen des börsengewandten Beraters zerronnen, wie Schnee in der Sonne, — und heute kann der arm gewordene Ketz als Schulreiter nach England gehen.

Es war ein fruchtbarer Kopf, der zuerst auf den Einfall kam, daß wenn Einer am Geldbeutel oder an Ehre und Gewissen bankrott geworden ist, vielleicht ein Anderer da ist, ein Verführer, auf den sich aller Haß ablenken ließe. Dieser Dämon wird aber nur in Aktion gesetzt, wenn eine Schleichigkeit mißlungen ist; man hört nie Etwas von ihm, wenn das unrechte Werk gedeiht. Dank der Rechtsprechung des Reichsgerichtes ist der schwachen Kreatur aber auch noch eine andere Waffe gegeben, eine Waffe, die „Im Namen des Königs“ sogar den bösen Verführerdämon in die Flucht schlägt: die Erhebung des Differenzewandels, die immer mehr in die Mode zu kommen scheint. Der Laie könnte glauben, es gäbe eigentlich eine ganz einfache Frage, die der Richter in solchen Prozessen dem Beklagten stellen sollte: „Lätten Sie, wenn Sie, anstatt zu verlieren, bei dem Geschäft gewonnen hätten, die Annahme der Ihnen angebotenen Differenzsumme zurückgewiesen?“ Aber auf solche unzulässigen Methoden läßt sich die Justiz nicht ein. Bisher hat nur ein hanseatischer Ehrengerichtshof den Muth gehabt, der Moral des Gesetzes und der Reichsgerichtsjudikatur die kaufmännische Moral mit den Worten gegenüberzustellen: „Was vom Gesetz erlaubt ist, braucht darum doch nicht in Einklang mit dem von Moral und Ehre zu stellenden Ansprüchen zu stehen“; und die hamburgische Kaufleute boykottirten folgerichtig den Mann, der Treu und Glauben verletzt hatte, obgleich das ordentliche Gericht seine Handlungsweise für gesetzlich erklärt hatte. So kann der gesunde kaufmännische Geist, wie er zumal in den deutschen Seestädten herrscht, den morschen Ehrbegriff der Börsenspekulanten doch noch überwinden.

Wenn der Gewinn lockt, pflegen alle guten Vorsätze vergessen zu werden. Die Aktien der Großen Berliner Straßenbahn werden von Leuten gedrückt, die um des Bezugsrechtes auf die jungen Aktien willen möglichst große Posten zu dem verbilligten Preise an sich zu ziehen suchen. Die Verwaltung der Gesellschaft wehrt sich gegen den Kurssturz. Aber, indem sie beschönigend verkündet, die aus der Einführung des elektrischen Betriebes resultirenden Gewinne könnten aus verschiedenen technischen Gründen erst später voll hervortreten, nährt sie das Mißtrauen und trägt selbst zur Abschwächung der früher so festen Haltung ihrer

Aktien bei. Die Bedeutung von Straßenbahnaktien ist für die Börse allmählich beinahe über die Bedeutung der Eisenbahnen hinausgewachsen. Ueberall in Deutschland ist der allgemeine Verkehrsaufschwung diesen Anlagen ganz besonders zu Statten gekommen. Das Publikum scheint aber dafür ziemlich blind zu sein; auch wendet es seine Theilnahme heute noch lieber ausländischen als inländischen Eisenbahnen zu, obgleich deren Verhältnisse im Allgemeinen nicht annähernd so solide wie die der deutschen Unternehmen sind. Man hat an fremden Papieren schon mehr verloren als an inländischen: also — Das ist die Logik der Börse — muß an den fremden Papieren doch auch mehr gewonnen werden können! Daß die Betriebsausweise günstiger ausfallen, ist kein untrügliches Zeichen dafür, daß auch die Erträgnisse steigen. Ein kürzlich erschienenenes Résumé über die Verhältnisse der preussischen Staatseisenbahnverwaltung betont nachdrücklich, wie viel vom Mehrerwerb durch die Baukosten für Erweiterung und Verbesserung der Anlagen verschlungen wird, und daß eine Entlastung des Schienenweges unumgänglich werde. Wer heute Betriebsveränderungen vorzunehmen hat, sollte möglichst eilen, denn Material und Arbeitskräfte werden von Woche zu Woche knapper. Daher scheint es fast wie eine Verblendung durch den Dämon Gewinnsucht, daß sich die Hamburg-Amerika-Linie entschloß, einen eben für ihre Rechnung in England erbauten Dampfer, allerdings mit einem Profit von einer Million Mark, von der Werft aus zu verkaufen, und daß sie noch weitere große Schiffe zu veräußern geneigt sein soll. Die Materialpreise sind geradezu ungeheuerlich gestiegen; und außerdem giebt es heute überhaupt nur wenige Werften, die einigermaßen eingeschränkte Lieferungsfristen innezuhalten in der Lage wären. Die Röhrenerien fassen zu Ostasien größeres Vertrauen und man hat eine neue, regelmässige Hamburg-Tsintau-Dampferlinie gegründet. Woher aber die Schiffe nehmen? Die Verwaltungen wissen freilich, womit sie sich ihre Aktionäre am Besten warm halten, und „eine Million Gewinn“ ist doch gewaltig rattenlängermässig! Erst der Jahresbericht der Laurahütte hat ausgewiesen, daß der Durchschnittspreis der Lonne Walzeisen sich jetzt auf 21.80 Mark höher als im Vorjahr stellt und daß die Konstruktionsindustrie den Löwenantheil an der Preissteigerung davonträgt. Obgleich aber die Laurahütte wohl mit Recht als das rührgigste und aussichtreichste deutsche Montanunternehmen gilt, ergiebt die scheinbar glänzende Dividende von fünfzehn Prozent bei dem Kursstand von zweihundertundsechzig doch nur eine in Ansehung der sonstigen Umstände fast niedrig zu nennende Verzinsung von fünfdreiviertel Prozent. So einfach diese Berechnung ist, von so Wenigen wird sie angestellt. Man läßt sich in seinem Siegestaumel nicht gern fähren und thut doch einmal eine starke Dissonanz hinein, wie sie der newyorker Börsenbericht vergangener Woche brachte: „Die Fonds erlitten einen heftigen Kurssturz. Ueberall herrschte große Aufregung, da die Spekulanten den Kopf verloren hatten. Die größten Verluste erlitten Industrieaktien. Ihnen zunächst kamen Eisenbahnpapiere, in denen Angebote von tausend Stück und von noch höheren Posten die Regel bildeten“, so bluten allerdings auch in Berlin manche Wunden; verliert Einer aber dabei Hals und Haut, so ist es nachher zu spät, dem bösen Dämon zu fluchen, der ihn ins Verderben getrieben hat.

Tynke u. s.



Notizbuch.

Den Oesterreich hat wieder einmal ein Ministerium abgewirtheft, in Serbien wird munter fortgemordet, in Preußen nicht minder munter fortbespottirt und an allen Bösen harrten, in Angst oder in Hoffnung, die Spekulant, ob England sich friedlich mit Transvaal einigen oder, wenn es in Südafrika erst die nöthige Truppenzahl zusammengezogen hat, den Burenstaat überrumpeln wird. Aber die Randspekulant machen seit einiger Zeit bekanntlich auch in Humanität; und da sie in den Stunden, die sich zwischen der Börsezeit und dem Besuch des Kmpiro, der Roulotte, des Konacherkaales oder des Wintergartens dehnen, für Wahrheit und Gerechtigkeit zu erglätzen gewöhnt worden sind, so muß ihre Presse auch für diesen Theil der Tagesunterhaltung Sorge tragen. Deshalb wird ihnen noch beinahe täglich Etwas von dem Schicksal, dem Familienleben oder der Verdauung des früheren französischen Hauptmannes Alfred Drenfus erzählt und bei dieser Gelegenheit die tröstliche Kunde gebracht, daß die Wahrheit „unterwegs“ ist. Hier ist über die Affaire und den daran geknüpften lärmenden Schwindel alles einstweilen Nöthige gesagt worden und es scheint, daß die kühlere Auffassung, die dabei zum Ausdruck kam, dem Standpunkt nüchternen Beobachter entsprochen hat. Um den Zug und Trug, der bei diesem Anlaß mehr fühlbar als sichtbar wurde, bis in die winzigsten Details aufzudecken, mühte man ein dickes Buch schreiben. Zu erwägen bliebe hier höchstens noch, ob das französische Kriegsgericht objektiv berechtigt war, die Vernehmung des früheren deutschen Militärbevollmächtigten bei der pariser Botschaft, des Obersten von Schwarzkoppen, abzulehnen. Nur auf das Zeugniß dieses Herrn konnte es ankommen. Sein italienischer Kollege, Signor Panizzardi, hat einem russischen Interviewer ausführlich erzählt, seine ganze Kenntniß der Affaire und ihrer Hintergründe stamme von Schwarzkoppen. Der selben Quelle entsprang natürlich auch die Wissenschaft des Fürsten Münster, dem wieder die Aufgabe zufiel, das Auswärtige Amt und den Kaiser zu informiren. Nun ist Herr von Schwarzkoppen ja sicher ein Gentleman, dessen Wort vollen Glauben verdient. Ob man aber einem Volk zumuthen darf, die Antwort auf die Frage nach der Schuld oder Unschuld eines des Landesverrathes bezichtigten Offiziers von dem Zeugniß des Vertreters der fremden Macht abhängen zu lassen, die von dem vollendeten Verrath den größten Vortheil gehabt hätte: darüber werden die Ansichten wohl recht verschieden sein. In Spionageangelegenheiten geht es nie und nirgends reinlich zu. Die Offiziere, die sich, im Interesse ihres Vaterlandes, dazu bequemen, Spione zu bingen und die Geheimnisse des Generalstabes aufzulaufen, müssen bereit sein, es mit der Wahrhaftigkeit im Dienst nicht allzu genau zu nehmen. Sie werden in dem Lande, wo sie akkreditirt sind, leidenschaftlich gehaßt und — wie das sein erdachte Schallröhrensystem des Herrn Picquart wieder einmal bewiesen hat — mit allen Künsten schlauer Vigilanten umlauert. Sie müssen mit Deuten, deren Schreibetisch sie vor zwei Stunden plündern ließen, artige Worte wechseln und verbündlich lächeln, wenn ein General, der ihnen gestern eine Falle stellte, sie im Ballsaal anspricht. So bildet sich eine besondere Berufsmoral, in deren Katechismus der erste Satz lautet: Du darfst nie, unter gar keinen Umständen, einen Spion, der Dir gedient hat, preisgeben, sondern mußt stets mit der größten Entschiedenheit leugnen, je mit ihm zu thun gehabt zu haben. Das weiß jede Regierung und jede Militärverwaltung. Deshalb ist noch nie Jemand auf den Einfall gekommen, den

Anstifter zum präsumirten Landesverrath als Zeugen vorzuschlagen; und deshalb hatte Maurice Barrès Recht, als er schrieb: „Wenn man bereit wäre, Spione preiszugeben, würde man bald keine mehr finden.“ Wer die geistige Disposition des französischen Volkes auch nur ein Bißchen kennt, Der konnte nicht im Zweifel darüber sein, daß der offiziell und privatim in Deutschland für Dreyfus ausgewandte Eifer — vom ersten Besuch des Botschafters beim Präsidenten der Republik bis zu der am letzten Verhandlungstage im Reichsanzeiger veröffentlichten Erklärung — dem Beschuldigten nur schädlich werden konnte. . . . Uebrigens ist, dem Himmel und Herrn Doubet sei Dank, die Sache ja nun zu Ende und der General Galliffet konnte in seinem Armeebefehl erleichtert aufstöhnen: *L'incident est clos!* Dreyfus hat die Revision gegen das im Rennes gefällte Urtheil zurückgezogen, hat es damit anerkannt und ist auf dieser Basis vom Präsidenten der Republik begnadigt worden. Der Kriegsminister des Cabinets Waldeck Rousseau aber hat offiziell erklärt, er beuge sich mit dem gesammten Heer, in Ehrfurcht und ohne den geringsten Widerspruch vor dem Urtheil des Kriegsgerichtes, das Dreyfus des Landesverrathes schuldig erkannte. Das ist ein seltsamer Abschluß für eine Tragödie, deren Held stets versicherte, er kämpfe nur für seine Ehre, und der statt des Rechtes nun die Gnade und statt der Wiederherstellung seiner Ehre die Erlösung aus der Gefangenschaft erstrebt und angenommen hat. Doch dem morischen, geketeten Manne ist es nicht zu verübeln, daß er müde geworden ist und zu neuem Hader weniger Lust spürt als Bolo, der in einer zwischen Nährfähigkeit und brängligendem Größenwahn einhertaumelnden Encyclika seiner doch ein Bißchen verbläfften Gemeinde verkündet, er werde, „weiter kämpfen“; kein Wunder, da dieser „Kampf“ ihn bisher nur eine Reise nach England gekostet, ihm aber einen Riesenhaufen holzpapierenen Ruhmes eingetragen hat. Es ist jammervoll, zu sehen, wie dieser große Dichter mehr und mehr den Sinn für die wirklichen Größenverhältnisse verliert und in die Bächerlichkeit einer angemakhten Welttheilandsrolle hinabsinkt. Unter den um die Affairs Leidtragenden steht die französische Literatur überhaupt vorman. Die feinsten Stilisten, Vermaître, Brunetiére, Barrès, haben sich im Lauf dieser ersten Kämpfe verroht, Anatole France, der ein moraliste im Stil des achtzehnten Jahrhunderts war, ist zum unausföhllichen Moraltrumpeter geworden und der früher so behende und angenehm skeptische Journalist Cornély wird den Figaro nächstens ungenießbar machen. Wenn man bedenkt, daß der ganze Aufwand schmählich verthan, daß mit all dem Värm nichts erreicht worden ist, keine Aufstellung des zwischen einer festen Heeresorganisation und einem demokratisch erzogenen Volk noch möglichen Verhältnisses, nicht einmal eine Reform der Kriegsgerichte, deren Wirken schon Bonaparte auf die Kriegszeit beschränkt wissen wollte, — dann kann man melancholisch werden. Immerhin: Herr Alfred Dreyfus ist frei und die humanen Jodber werden sich bald ohne Nachrichten über sein Befinden durchs wilde Leben quälen müssen. Er ist in den Süden gereist, hat sich, als sei von ihm noch nicht gesprochen worden, unmittelbar nach seiner Freilassung einem Interviewer zu ausführlichster Berichterstattung ausgeliefert und, wie vorher schon öfters, gesagt, er sei unschuldig, kämpfe nur für seine Kinder, leide seit fünf Jahren u. s. w. Der Interviewer hat uns bei dieser Gelegenheit mitgetheilt, Dreyfus öffne die Hände bei lebhaftem Sprechen ganz und halte die ausgestreckten Finger von einander entfernt, „wie es alle ehrlichen und aufrichtigen Menschen thun.“ Diese — im Figaro vom zweiundzwanzigsten September 1899 ver-

Daß ein Verkehrsmittel, wie immer es auch heißen möge, von einem Theil der Bevölkerung abgelehnt wird, weil er Schaden davon befürchtet, bleibt ja ein unbezahlbar kostbarer Beweis für die Unvernunft unserer Wirtschaftsordnung. Daraus folgt aber natürlich noch nicht, daß der Mittellandkanal ein Verkehrsmittel von hohem Werthe wäre; man braucht nicht im Mindesten kanalverständlich zu sein, um einzusehen, daß die Erhöhung des Handelsgewinnes der Interessenten, die ihn wünschen, eine fürs Volkswohl ziemlich gleichgiltige Sache ist. Und da fällt es denn in diesen Tagen der großen Wasserfluth recht auf, daß die Regierung für diese gleichgiltige Sache einen so ungeheuren Eifer aufbietet und schleunigst ein paar hundert Millionen flüssig machen will, während sich die Maßregeln, durch die künftigen Ueberschwemmungen vorgebeugt werden soll, Sammelbetten und Thalperren, immer noch im Stadium der Berathung befinden, — einer Berathung, die, wenn ich nicht irre, vor etwa dreißig Jahren begonnen hat. Die Höhe des Nutzens des Mittellandkanals ist zweifelhaft, die Größe des Schadens, den die Hochwasser anrichten, liegt ausgerechnet den Geheimräthen vor. Uebrigens rührt dieser Schade nur von der Ueberschwemmung her. Wenn man, statt die Häuser, Gärten und Acker bis in die tiefsten Thal-sohlen und unmittelbar an niedrige Flußufer vorzuschieben, das Inundationsgebiet als Wiese oder Weide liegen ließe, würden Ueberschwemmungen gar keinen oder keinen nennenswerthen Schaden anrichten; sie würden hier und da eine Schur Heu vernichten oder durch Verschlämmung oder Versandung den Ertrag einer Wiese für einige Zeit vermindern. Dämme, die meistens nicht viel nützen und, wenn sie durchbrochen worden sind, den Schaden erhöhen, wären nicht nöthig. Bei dem durch die heutige Volksdichtigkeit gegebenen Bodenwerth aber verbietet sich natürlich eine so liberale Bodenverwendung. Daß jedesmal so viele Brücken weggerissen werden, stellt die falsche Politik, in einer Zeit, wo für das Ueberflüssigste Millionen hinausgeworfen werden, beim Nothwendigen zu krauern, ins hellste Licht; denn Brücken lassen sich, wie behauptet wird, so anlegen, daß ihnen kein Hochwasser Etwas anhaben kann.

Die in der „Zukunft“ unverbrüchlich geltende Sitte verbietet jede Reflexion für neue oder alte industrielle Unternehmungen. Heute aber muß eine Ausnahme gemacht werden; denn es handelt sich um ein Unternehmen, das einem längst empfundenen Bedürfnis entspricht und geeignet erscheint, wichtige Interessen des deutschen Volkes zu vertreten. In England hat sich eine Gesellschaft gebildet, deren Firma lautet: Internationale Hurra-Compagnie Limited. Der Sitz ist London; aber die Gesellschaft hat, wie andere Unternehmungen, die für Gas und Wasser sorgen, den Zweck, kontinentale Bedürfnisse zu befriedigen. Sie stellt, je nach Bedarf, zu Empfangen, Paraden und anderen nationalen oder dynastischen Festen kleinere oder größere Mengen gut gekleideter Menschen — Proletarier nach etwas erhöhter Taxe — und liefert Begeisterung, Fahnenhymnen, Jubelausbrüche zu festen Preisen. Nähere Auskunft giebt der sehr hübsch ausgestattete Tarif, der auf Wunsch gratis und franko versandt wird. Insbesondere sollten strebsame Bürgermeister nicht versäumen, rechtzeitig von den Bezugsbedingungen eines Institutes Kenntniß zu nehmen, das gegen einen mäßigen Preisausschlag für die allerspontansten Huldigungen garantirt. Es bedarf keiner ausführlichen Empfehlung. Alldeutschland wird fühlen, welchen Gewinn gerade ihm die Gründung der Internationalen Hurra-Compagnie Limited bringen kann.

